



Vom
Unverfügbaren
öffentlich reden

Liebe Leserin, lieber Leser!

Der Unverfügbarkeit, von Gott zu reden, ist dieses erste Heft der Pfarrvereinsblätter im neuen Jahr gewidmet. Unverfügbar ist unsere Rede von Gott vielleicht aufgrund unserer eigenen Unverfügbarkeit und Unzulänglichkeit, aber ziemlich sicher aufgrund Gottes Unverfügbarkeit. So sehr dieses Wort, ähnlich wie das der Resonanz, en vogue ist und soziologisch geschenkt uns bei der Selbstdeutung helfen kann, so wenig biblisch ist es. In der (Luther-)Bibel finden wir das Wort und seine Derivate nicht. Aber zwei tiefreichende Beiträge zur Unverfügbarkeit finden Sie, wenn Sie weiterlesen. In der Mitte des Heftes finden Sie zudem einen sehr instruktiven Rückblick auf unsere letztjährige Reihe zu pastoralen Berufsbiografien, indirekt stellt er auch die Frage nach der Unverfügbarkeit unserer Existenz als Pfarrerinnen und Pfarrer. Dazu könnte ein Beitrag unseres vorigen Landesbischofs passen, der Bohrens Kirchenbegriff nachgeht. Ein leidenschaftlicher Leserbrief, mehrere Buchbesprechungen, sowie ein Nachruf geben der Ausgabe ihre Vollständigkeit. Das noch gar nicht vollständige, sondern ausständige beginnende Jahr steht unter dem Zeichen einer Jahreslosung, die uns ermutigt, alles in Liebe geschehen zu lassen. Die Liebe fürchtet nicht die Unverfügbarkeit, sondern sucht und bewahrt sie. Wenn für die Kirche auch die Jahreslosung gilt, dann könnte es Ziel der Kirche 2024 sein, alles in Liebe geschehen zu lassen, gerade das eigene Widerfahren und Tun. Und so auch die Unverfügbarkeit zu suchen und zu bewahren.

Dann wäre das Jahr 2024 ein Transformationsjahr unter diesem Vorzeichen: Unverfügbarkeit in unserer Kirche zu suchen und zuzulassen, ja zu gestalten. Das geht. Das tun wir Christenmenschen jeden Tag. Versuchen es zumindest. Wollen wir davon ein Jahr lang reden und uns speisen lassen.

Wir von der Schriftleitung wünschen Ihnen ein gesegnetes und bei allem Gestalten auch Ruhe, Abstand und Kreativität schenkendes Jahr unter dem Vorzeichen der Liebe Gottes.



Hinweis auf die nächste Ausgabe

Folgende Schwerpunktthemen sind in unseren nächsten Pfarrvereinsblättern mit dem entsprechenden Redaktionsschluss geplant.

*4/ 2024: Müde Hände und schwere Herzen?
(Häusliche Pflege und ihre Herausforderungen)
Redaktionsschluss 15.02.*

*5+6/ 2024, Aufklären, Entschädigen und Vorbeugen – reicht das? Vom Umgang mit sexualisierter Gewalt in der evangelischen Kirche
Redaktionsschluss 15.03.*

Wir freuen uns über all Ihre Zuschriften, Beiträge und Gedanken.

Bitte senden Sie Ihre Beiträge am besten als Word-Datei ohne besondere Formatierung, auch ohne Blocksatz und Silbentrennung am Zeilenende, an die Schriftleitung

Beten kontemplativ

■ **Wie kann man Gott Gott sein lassen, im Leben und im Beten? Dieser Frage geht Pfarrer in Ruhe Wolfgang Max nach. Er war bis 2014 Leiter der Fachstelle Geistliches Leben an der Evangelischen Akademie Baden und über 16 Jahre Klinikseelsorger am ehemals städtischen Klinikum (heute Helios) in Pforzheim. Die Ursprünge des Klinikums liegen in den Räumen des Dominikanerinnenklosters.**

Er aber sprach zu ihm: Kind (teknon), du bist allezeit (pantote) bei mir, und alles (panta), was mein ist, das ist dein (Luk. 15,31).

Gott gibt. Gott gibt nicht etwas und behält etwas anderes. Er gibt alles. Er gibt sich (panta). Er gibt sich dem Kind, dem jüngeren und dem älteren Kind. Zu dem, das draußen steht, sagt er es: „Du bist allezeit bei mir.“ Er gibt sich dem, der sich hinein verliert in die Welt in liebender Sehnsucht und er gibt sich in ebenderselben Liebe dem, der voller Vorwürfe draußen steht. Gott hat sich immer gegeben. Von Anfang der Schöpfung und des individuellen Lebens (pantote), und er bildet keine geheimen Rücklagen in eigener Sache (panta). Das ist der Horizont, in dem jedes Geschöpf leben und atmen kann. Wenn wir diese Einsicht zu einer theologischen Allerwärtsweisheit machen, wird sie schön langweilig. Existenziell ins Leben genommen wird sie zum Trost, aus dem sich leben lässt, zur Brücke, die

verbindet, zeitlich (pantote) und räumlich (panta), zur ethischen Herausforderung, denn es gilt auch umgekehrt, was mein, was des Kindes Gottes ist, ist Gottes. Beten ist Beten auf den hin, der sich gibt, mir und in die Welt hinein und dem ich mich überlasse. Wir beten mit Jesus und er betet in seinen Worten mit uns: „Vater, dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme.“ Dein - das Unservatergebet ist ein Gebet des Überlassens, in dem unser Ergehen und das Ergehen der Anderen nicht ausgeschlossen ist. Auch in der kurzen Fassung nach Lukas ist das die Mitte des Gebets: „Unser tägliches Brot gib uns Tag für Tag“ (Luk. 11,2ff).

Kontemplatives Beten ist Beten im Kontext der völligen Hingabe Gottes und der des armseligen Versuchs einer Hingabe des Menschen im Menschsein. Es ist gelassenes Beten, weil überlassendes Beten. Gelassenheit ist nicht eine Haltung von Fatalität, das scheinbar Unvereinbare findet sich: Einerseits die Welt Gottes Gott lassen und andererseits sie, weil sie Gabe des wirkenden Gottes ist, annehmen und ihn, Gott, für die Welt bedrängen, wie der sich seiner Verantwortung bewusste bittende Freund (Luk. 11, 5ff). Manchmal kann ich nicht anders, als sie ihm vor die Füße zu schmeißen. Ich schreibe

diese Zeilen Anfang November 2023. Ich sitze auf meinem Meditationsbänkchen äußerlich schweigend, innerlich aufgewühlt. Im Schweigen lasse ich mich und diese Welt Ihm, auch meine Vorstellungen, wie er zu sein und was er zu tun

Kontemplatives Beten ist Beten im Kontext der völligen Hingabe Gottes.

hat: „Und daz ist die meiste ere, die die sele got tut, daz ist, daz sie got im selbe lazze und ste (si) sein ledik“ (Meister Eckhart, zitiert nach Markus Vinzent, *The Art of Detachment*, Leuven u.a. 2011 S. 63 Anm. 62). Vielleicht kann man von leidenschaftlicher Gelassenheit und von gelassener Leidenschaft sprechen.

Das Beten im Versuch einer inneren Sammlung auf Gott hin bedarf nicht vieler Worte oder keiner. In aller Regel ist Beten ein Wort- und Klanggeschehen. Kontemplatives Beten jedoch ist (nahezu) wortlos. Es ist ein sich Hinhalten und nicht nur sich, sondern *pars pro toto* alles, was uns jeweils und gerade in der jeweiligen Situation besonders bewegt. Immer wieder mündet das Hinhalten im Schweigen. In meiner Tradition des Herzensgebets geschieht Beten mit dem Rhythmus des Atems. Mit dem Rhythmus des Atems verbindet sich ein kurzes Gebetswort, in das all das, was umtreibt, hineingelegt werden kann und aus dem ich die Zuwendung dessen annehme, der mich wissen lässt: Wie gläubig oder ungläubig du gerade sein magst, wie nah von mir oder fern, wieder drin, wie der Jüngere oder draußen, wie der Ältere, was dir im Kopf herumgeht und dich bedrängt: Kind, Du bist allezeit bei mir und alles, was mein ist, das ist Dein.

Es gibt ein Psalmwort, in dem das Gotteslob in der Stille geschieht: Ps. 65, 2: Gott, man lobt dich in der Stille zu Zion. Viele Übersetzungen folgen der Septuaginta und übersetzen wie auch

Buber-Rosenzweig: „Dir ist Preisung geziemend“; nach der hebräischen Fassung ist hier jedoch wie bei Luther zu lesen: „Dir ist Schweigen Lob“ (Frank Lothar Hossfeld in Hossfeld/Zenger, *Die Psalmen II*, Würzburg 2002,212). „Während die Herrlichkeitskunde in Ps 19 in das Gotteslob der Tora einmündet ..., bleibt das Gotteslob in Ps 65 still. Es duldet nur die Worte, die den schweigenden Hymnus auf den vergebenden, rettenden und segnenden Gott in Tempel und Welt andeuten. Vielleicht ist die Theologie des Hymnus von Ps 65 verzichtbar extravagant. Vielleicht ist sie aber auch die theologisch unverzichtbare Tiefbohrung, die die Menschenworte des Gotteslobes begrenzt, indem sie ihnen die wortlosen Lobgesänge aus Gottes Welt beigesellt und durch sie eine neue

Dimension der Preisung gewinnt, das himmlische Stillschweigen.“ (Herrmann Speickermann, *Schweigen und Beten*, in Frank-Lothar Hossfeld, Ludger Schwienhorst-Schönberger, *Das Manna fällt auch heute noch*, FS Erich Zenger, Freiburg 2004). Dem Wirken Gottes in manchmal schier nicht aushaltbarer Verborgenheit und Stille, entspräche das Lob - und das Gebet - in Stille und aus Schweigen.

Praxishilfen beim kontemplativen Beten sind das ruhige Sitzen, wenn es der Körper zulässt, aufrecht auf einem Meditationskissen oder einem Taizébänkchen, ein geschützter Ort (Luk. 5,16; 11,1), aber auch die Gemeinschaft der Betenden. Simone Weil, Mystikerin aus dem Judentum, beobachtet, dass

Dem Wirken Gottes in manchmal schier nicht aushaltbarer Verborgenheit und Stille

gemeinsames Beten zentripetale Kraft hat, während beim alleinigen Beten der Mensch leichter aus der Mitte gerissen wird. Dabei muss die Gemeinschaft nicht unbedingt und immer sichtbar sein. Es gibt ein gemeinsames Beten über Raum und Zeit hinweg.

Manchmal könnte es so aussehen, als ob kontemplativ Betende besonders abgehoben seien, vielleicht sogar herausragende geistliche Erfahrungen machen, oder machen wollen, jedoch erlebe ich die Gebetsweise als durchaus nüchtern und als alltagstauglich. In jeder Situation lässt sich mit Hilfe des Atems und Gebetsworts die Sammlung auf Gott hin suchen bzw. sich neu von ihm sammeln lassen. Viele Menschen haben besonders in Krisensituationen seine tragende Kraft erfahren, wenngleich sie nicht einfach verfügbar ist. Jedenfalls hält mich das Gebet auf dem Boden.

Bei meiner Tätigkeit in Pforzheim bin ich auf Meister Eckhart aufmerksam geworden. Er hat von seiner Tätigkeit in Straßburg aus wohl auch des Öfteren die Dominikanerinnen und Dominikaner in Pforzheim besucht und in beiden Kirchen gepredigt und bei den Ordensversammlungen gelehrt. (Die eine Kirche hat bereits im 19. Jahrhundert weichen müssen, die andere der zweite Weltkrieg genommen.) In seinen Predigten und in seinen Reden an Ordensangehörige ruft er zur Nüchternheit. Er sagt seinen Brüdern und Schwestern im Dominikanerorden und vielleicht auch der Pforzheimer Gemeinde zu Matth. 5,3, „Selig sind die Armen des

Geistes, denn das Himmelreich ist ihrer“: „So quitt und ledig also sagen wir, soll der Mensch stehen, daß er nicht wisse, noch erkenne, dass Gott in ihm wirke und so kann der Mensch Armut besitzen.“ In unser heutiges Deutsch übertragen hat Dietmar Mieth die Predigt. Er schreibt dazu: Auch hier ist „Bereitschaft“ alles und „Erfahrung“ nichts. Der arme Mensch ist nicht der schauende Mensch, sondern der seiende Mensch.“ (Meister Eckhart, Einheit mit Gott, Hg. v. Dietmar Mieth, Düsseldorf 2002, 152 bzw. 148).

„Her umbe so bite ich got, dass er mich ledic mache Gottes“ (Vinzent, a.a.O. 82 Anm. 150). Es geht Meister Eckhart nicht darum, Gott los, gottlos zu werden. Selbstverständlich hat er bei seinen Visitationsreisen auch mit den Pforzheimer Dominikanern und Dominikanerinnen die Stundengebete gebetet und Messe gefeiert. Es geht darum, Gott Gott sein zu lassen, unverfügbar und doch vollkommene, sich schenkende Liebe, in deren dankbarem Empfangen der Mensch Mensch ist. Die Achtung des Bilderverbots und das Freigeben von Einbildungen, Vorstellungen, Gedanken und Wünschen ist geborgen in der jüdisch-christlichen Gebetstradition, der immer neuen Verinnerlichung biblischer Texte und v.a. des Lebens Christi, der den liebenden Vater bezeugt und der in seinen Worten mit und in uns betet.

Meister Eckhart sagt in einer Predigt zu Jes. 49,13 und Joh. 8,12: „Und ihm ist es so not, dir zu geben, daß er es nicht erwarten kann, sich *selbst* dir als Erstes zu geben. Gott ist in seiner Liebe

zu uns so vertört (sic!), recht als habe er Himmelreich und Erdreich und alle seine Seligkeit und alle seine Gottheit vergessen und habe mit nichts zu tun als einzig mit mir, auf daß er mir alles gebe, was mich zu trösten vermöge. Und er gibt mir's ganz und gibt mir's vollkommen, gibt es im Lautersten und gibt es allzeit und gibt es allen Kreaturen.“ (Meister Eckhart, Deutsche Predigten und Traktate, hg. und übersetzt von J. Quint, München/Wien 7. Aufl. 2007)

Die Literatur zum Thema ist unendlich. Genannt seien:

- Aufrichtige Erzählungen eines russischen Pilgers, hg. v. Emmanuel Jungclaussen
- Sabine Bayreuther, Meditation, Konturen einer spirituellen Praxis in semiotischer Perspektive
- Franz Jalics, Kontemplative Exerzitien, Eine Einführung in die kontemplative Lebenshaltung und in das Jesusgebet
- Friso Melzer, Innerung, Wege und Stufen der Meditation Schriftgrad usw. anpassen!
- Ralf Stolina, Niemand hat Gott je gesehen, Traktat über negative Theologie
- Beiträge des Vf. finden sich verstreut, u.a. in GottesdienstPraxis, hg. v. Christian Schwarz Serie B Band kleine Rituale

■ Wolfgang Max, Bretten

„Von der Unverfügbarkeit Gottes reden (lernen) – auch in religiöser Bildung?“

■ **Ingrid Schoberth, Professorin für Religionspädagogik an der Universität in Heidelberg, lädt ein, religiöse Bildung als Spurensuche des Heiligen zu verstehen – in der Dialektik von Bestimmtheit und Offenheit. Diese ist nicht nur der religiösen Bildung, sondern auch der Theologie eingeschrieben.**

Eine unabdingbare Frage

Sollen, können und müssen wir auch im Kontext religiöser Bildung dieses Reden von der Unverfügbarkeit Gottes aufnehmen, was doch allen Vorstellungen von Lernen zu widersprechen scheint? Wie kann man lernen, was sich doch allem Zugriff entzieht?

Freilich sind wir gerade da bei der eigenen Sache der Religionspädagogik. Diesem Reden in religiöser Bildung Raum geben ist ebenso unabdingbar wie für die Aufgabe der Theologie insgesamt. Wenn man diese Frage bedenkt, dann ist man schon bei der Sache, bevor man umfangreiche empirische Studien zur Schülerinnen- und Schülerwirklichkeit traktiert und sich bemüht, sich der Instrumentalisierung des Religionsunterrichts zu entziehen. Noch bevor man den Begriff der Kompetenzorientierung irgendwie gewinnbringend in Anspruch nehmen kann und konzeptionell nachfragen will, steht man erst einmal vor einer anspruchsvollen theologischen

Wie kann man lernen, was sich doch allem Zugriff entzieht?

Sache, ohne die religiöse Bildung und mit ihr evangelischer Religionsunterricht nicht funktioniert.

Immer wieder hat sich aber die notwendige Konzentration auf die eigentlichen, theologischen Grundlagen religiöser Bildung verlagert und das auch in Hinsicht des Einübens des Redens von Gott; diese Fragestellungen traten eher in den Hintergrund, vielleicht weil man Sorge hatte, das wäre alles zu abstrakt und erfasse nicht die Wirklichkeit, um die es unmittelbar in der Schule und in religiöser Bildung zu tun ist. In vielerlei Hinsicht geschieht das sicher zu Recht: Denn es ist gut, genaue Wahrnehmungen zur Schülerinnen- und Schülerwirklichkeit zu haben; es ist gewinnbringend für religiöse Bildung, wenn wir nicht nur irgendwie numinos von Gott reden, sondern ansatzweise wissen, wie wir von Gott reden können; und es scheint derzeit die beste Möglichkeit zu sein, kompetenzorientiert theologische Inhalte so aufzubereiten, dass den Lernenden Befähigungen zugemutet werden, um mit den Inhalten religiöser Bildung angemessen umgehen zu lernen.

Ein wenig Ironie steckt für mich in alledem, weil religiöse Bildung dann bei ihrer Sache ist, wenn sie das, was sie tut, auch immer wieder in Frage zu stellen fähig ist. Wenn sie versucht, abseits der sicheren Wege, abseits aller

didaktischen Raffinessen, abseits ihrer methodischen Formate und abseits aller Versuche der Instrumentalisierung und Operationalisierung, bei ihrer Sache zu sein, und das Genuine und Eigene der Theologie stark zu machen. Ich nenne das gerne „sich auf eine Spurensuche begeben“, die es einmal möglich macht, *den Lernraum nicht von vorneherein zu besetzen mit alledem, was vorbereitet, was theologisch gedacht und was kompetenzorientiert aufgelistet ist.* Zum anderen liegt im Begriff der Spurensuche genau das, was das unterrichtliche Handeln der Verfügung entzieht. Damit gewinnt religiöse Bildung eine pneumatische Gestalt, die auf das Wehen des Geistes Gottes inmitten aller Vorbereitung und didaktischen Reflexion zu vertrauen sucht.¹

Spurensuche des Heiligen

Um den Inhalten und der theologischen Kraft religiöser Bildung näher zu kommen, eignet sich die Rede vom „Heiligen“ in besonderer Weise. Freilich nicht so, dass das Heilige als Faszinosum und Tremendum religionssoziologisch ausgemacht würde, sondern so, dass mit der Sprachform des Heiligen das zur Sprache gebracht werden kann, was eben nicht einfach zu sagen ist, sondern eine eigene Dialektik braucht; um dem Heiligen nahe zu kommen, um es in Sprache zu überführen und um damit umgehen zu lernen, braucht es diesen Umweg. Es ist gerade das zunächst theologisch Unbestimmte im Verständnis

des Heiligen², um das es hier geht – der Ausdruck hat seine Stärke gerade darin, dass er unscharf ist und offen.

Darum sind auch die Lernformen entsprechend vorsichtig in der Bestimmung dessen, was hier geschehen kann: Es ist um eine Wahrnehmung und die Eröffnung einer Wirklichkeit zu tun, die sich zunächst nicht erschließt und der die Lernenden doch nachgehen und nachfolgen in und mit dem, was unterrichtlich versucht wird. Diese erprobende Gestalt von Unterricht, von der immer auch schon Christoph Bizer³ so eindrücklich gesprochen hat, ist die didaktische Pointe, dass es unterrichtlich und auch schon in der Frage nach dem Selbstverständnis religiöser Bildung eben um das Bemühen um eine Wirklichkeit geht, die wir nicht in der Hand haben.

Trotzdem gibt es Zugänge dazu; das ist im Begriff des Erprobenden enthalten. Erprobend heißt aber nicht, dass es einfach ad acta gelegt wird, falls es der Überprüfung nicht standhält, um dann wieder zum didaktisch Sicheren zurückzukehren. Vielmehr liegt im Erprobenden diese Hoffnung, dass wirksam Gottes Handeln auch unterrichtlich an allen möglichen Orten spürbar wird. Das ist der Verheißungscharakter, der dem Unverfügbaren christlicher Religion auch gerade in Hinsicht religiöser Bildung innewohnt. Religionspädagogisch kann dann von der Spurensuche im Sinne von Wahrnehmung, von Erschließung, von versuchsweiser Annäherung und

Zum anderen liegt im Begriff der Spurensuche genau das, was das unterrichtliche Handeln der Verfügung entzieht.

von Differenzverfahren gesprochen werden. In diesen Lernformen bleibt das Moment enthalten, das um den Raum des Verborgenen und der Unverfügbarkeit weiß, weil es Gottes Raum ist – das Heilige, dem wir versuchsweise unterrichtlich nachgehen, indem wir gemeinsam mit den Lernenden beginnen, den Raum Gottes auszuschreiten. Didaktisch sind solche Raumerfahrungen und Erfahrungen der bleibend vorläufigen Klärungen des Unverfügbaren hilfreich, weil sie deutlich machen, dass es um die Annäherung an eine Wirklichkeit geht, die um des Menschen willen sich eröffnet und sich immer auch um des Menschen willen entzieht. Diese spannungsvolle Dialektik macht religiöse Bildung zu einer Herausforderung, die gerade auch dort sich ereignen und konkret werden kann, wo Menschen, Schülerinnen und Schüler, noch nicht angefangen haben oder aber nicht mehr anfangen wollen – vielleicht konfessionslos oder aus welchen Gründen auch immer –, sich auf eine solche Spurensuche des Heiligen zu begeben.

Bestimmtheit und Offenheit in jeder Hinsicht

Die Aufgabe, die „Unverfügbarkeit des Redens von Gott“ in ihrem religionspädagogischen wie religionsdidaktischen Zusammenhang darzulegen, kann als eine Art Reflexion eines Summariums verstanden werden, wie wir es aus dem Umgang mit den Katechismen kennen.

Religionspädagogisch kann dann von der Spurensuche im Sinne von Wahrnehmung, von Erschließung, von versuchsweiser Annäherung und von Differenzverfahren gesprochen werden.

Mit dem Summarium „Unverfügbarkeit des Redens von Gott“ sind die vielfältigen Perspektiven im Blick, die eben nicht mit einem Mal gelernt werden können, sondern immer wieder neu aufgesucht werden müssen. Im Lauf der eigenen Lerngeschichte fügen sie sich immer genauer zu einem Reden zusammen und machen immer deutlicher, was mit der Unverfügbarkeit benannt ist: Insofern ist mit diesem Reden *ein-*

mal ein sehr bestimmtes Reden-lernen im Blick, das die Lernenden brauchen, um sich im Kontext eigener religiöser Suche zurechtzufinden. Ein Recht des Kindes und der Jugendlichen auf Religion wäre damit zu konstatieren; das heißt aber nun nicht, dass es allein um einen dogmatisch bestimmten Unterricht geht; vielmehr hat die theologische Reflexion, zu der wir die Schülerinnen und Schüler einladen, ein weites Feld der Begegnung mit dem heiligen Gott zu bieten. Das beginnt sehr elementar in den ersten Anfängen solcher Begegnung und bleibt elementar bis hin in die Vertiefungen in der Oberstufe des Gymnasiums. Dieses Unterrichtsvorhaben lässt sich als *Bestimmtheit* verstehen, hier gewinnt das Reden von Gott eine eigene Kontur: die des begegnenden und des zugleich vorläufig klärenden Arbeitens in religiöser Bildung. Dazu tritt die *Offenheit*, das andere Moment in dieser Dialektik, das eben aushält, die Sache, um die es geht, nicht zu haben! Das mutet den Lernenden, den Lehrenden und zugleich auch der Sache, die sich hier dem Urteil der Lernenden und

Lehrenden aussetzt, einiges zu. Damit ist aber impliziert, dass es ein anfängliches Lernen ist, das eben nicht den Experten braucht, sondern Wege öffnet zu immer neuem und immer weiter vertiefendem gemeinsamen Lernen. In diesem Zugehen auf das nicht Handhabbare, in dem Eröffnen von Räumen des Wahrnehmens und Erspürens von Religion und in der Demut, nicht Bescheid wissen zu wollen, zeigt sich eine Offenheit für eine Spurensuche, die Religion, christliche Religion und evangelische Religion zu erschließen hilft.

Der Dialektik des unverfügbaren Redens von Gott und der Annäherung an das, was den Menschen immer neu von Gott zukommt, ihn ergreifen und begreifen lernen, steht diese andere religionsdidaktische Dialektik gegenüber: die der Bestimmtheit und Offenheit. *Das sind beides Kriterien, die immer wieder neu das Lerngeschehen zu strukturieren erlauben und zugleich eine Öffnung für das Ungeahnte und Neue ermöglichen, die christlicher Religion immer eigen ist und verheißungsvoll das Lerngeschehen umspielt.*

Diese beiden Momente könnte man auch als die Kriterien auffassen, die die eigene Unterrichtsvorbereitung begleiten können: das Bestimmte, das ich als Lehrerin und Lehrer will, das meine Schülerinnen und Schüler lernen, und das zugleich Offene, das in solchen Lernformen sich vollzieht, die sich der Handhabbarkeit entziehen

Im Raum des Narrativen geht es nicht um richtig oder falsch, sondern um die Bewegung hin zum Leben.

und auch Offenes/Offenbleibendes generieren dürfen.

Wovon man nicht reden kann, davon soll man nicht schweigen⁴

„Was malt Jesus in den Sand?“ (Joh 8, 1-11). Diese Frage gibt den Lernenden der 11. Klasse Raum zum Überlegen; da ist die Lösung nicht fertig, da eröffnet sich narrativ eine Wahrnehmung des Anderen, des Christus, den die Lernenden vielleicht nicht oder noch gar nicht kennen. Und doch bleibt so Unterricht bei seiner Sache: Die Lernenden lassen sich erprobend auf die Wahrnehmung dessen ein, der gleichsam etwas ironisch zurückfragt und mit dieser Rückfrage die bedrängte Frau schützt. Im Raum des Narrativen geht es nicht um richtig oder falsch, sondern um die Bewegung hin zum Leben. In der Person des Christus, den die Schülerinnen und Schüler vielleicht auch nur irgendwie, vielleicht auch als Religionsstifter kennen, tritt eine eigene religiöse Positionierung zurück; nicht Bekenntnis zu diesem Christus ist hier eingefordert, sondern eine erste Wahrnehmung von dem, was er tut, wie er handelt und worauf er zeigt. Da geht ein Raum auf; ein Raum der Wahrnehmung, der inhaltlich besetzt werden kann und ein Raum, in dem etwas geschieht. Das genügt erst einmal.

Die dialektische Spannung, wie ich sie nennen möchte, durchzieht religiöse Bildung, wie sie die ganze Theologie durchzieht. Für ein Selbstverständnis evangelischer Bildung braucht es diese Rückkehr und

Erneuerung der Frage nach einer Sache, ohne die religiöse Bildung inhaltsleer wird. Als Überschrift für diesen abschließenden vierten Punkt habe ich mich auf Ludwig Wittgenstein bezogen und versuche so, die Intention des frühen Wittgenstein gegen sein enges Sprachbild stark zu machen. Aus dem Schweigen wird so das Nicht-Schweigen, das Hören und das Umschreiben – in der tastenden Spurensuche. Wittgensteins Scheu vor dem Aussprechen verweist auf etwas, das religionspädagogisch genau an der Stelle greift, die wir mit dem Begriff des Unverfügbaren bzw. des „unverfügbar von Gott reden“ in den Blick genommen haben: das Lernen christlicher Religion erweist sich als ein Ort des Hörens; es durchbricht das Schweigen evangelischer Religion auf eine neue Wahrnehmung hin. Darin zeigen sich die Anfänge zu einem Lernen christlicher Religion, in der Bestimmtheit von biblischen Texten, in der Wahrnehmung der Lebensform des Glaubens in vielfältigen Facetten und schließlich in der notwendigen Offenheit des Aufsuchens, des Erprobens, des Austestens und des Gelten-Lassens.

■ Ingrid Schoberth, Heidelberg

- 1 Vgl. dazu Büttner, Gerhard: ‚Enthemmte Kommunikation‘ als Voraussetzung für Glauben-Lernen; in: Kirchenreform. Interdisziplinäre Perspektiven, hg. von Isolde Karle, Leipzig 2009, 237–252, 238f.
- 2 Vgl. dazu Schoberth, Ingrid: Leonardo da Warhol. Spurensuche des Heiligen im Religionsunterricht, Stuttgart 2004, 27: „Ästhetische Erfahrung vollzieht sich demnach als Spurensuche des Heiligen, die Menschen in eine heilsame Beziehung zu Gott hineinstellt. Sie richtet sich aus auf eine Wirklichkeit, die von Gott getragen ist und in die Menschen sich hoffnungsvoll hineinwagen können.“
- 3 Die erprobende Gestalt religiöser Bildung steht umfassend für die Überlegungen Christoph Bizers. Vgl. dazu weiterführend: Bizer, Christoph: Kirchgänge im Unterricht und anderswo. Zur Gestaltwerdung von Religion, Göttingen 1995.
- 4 Vgl. weiterführend und vertiefend: Tetens, Holm: Wittgensteins „Tractatus“. Ein Kommentar, Stuttgart 2009, 118f. u.ö.

das Lernen christlicher Religion erweist sich als ein Ort des Hörens

Stefan Royar beschließt die Impulse zu den Berufsbiographien mit einem Beitrag, in dem er die derzeitige Offenheit des Berufsbilds aufzeigt und anhand des Begriffs der paroikia auch in Zeiten des Strukturprozesses und der sich verändernden Realität von Kirche auf eine zukünftige Gestalt des Pfarrbilds hinweist.

Haltet Euch nicht auf ...

In den vorangegangenen Pfarrvereinsblättern haben dankenswerterweise viele Kolleginnen und Kollegen von ihrer eigenen Berufsbiografie im Pfarrberuf erzählt. Sie haben dabei geholfen, die ganze Breite des Pfarrdienstes aufzuzeigen, auch die Gefährdungen und Zumutungen für sich selbst, für Partnerinnen und Partner und Kinder.

Vielen Dank für die Bereitschaft und die große Mühe bei der Erstellung der zahlreichen Beiträge. Diese Themenreihe zur Berufsbiografie soll in diesem Heft mit dem nachfolgenden Beitrag zum ihrem Abschluss kommen. Am Ende des Jahres 2023 werden viele Fragen übriggeblieben sein, wie unter den Voraussetzungen des laufenden Strategieprozesses der eigene Pfarrberuf in Zukunft seine Ausgestaltung finden wird. Die Eventisierung der Gottesdienste, die Intensivierung der Dienstleistungen, das Einlösen der Forderung nach lebensnaher Verkündigung in Gemeinde, Schule, Social Media und Gottesdienst haben am Ende vielleicht zu einer Qualitätsverbesserung der eigenen Arbeitsleistung geführt, aber leider nicht zu einer Trendumkehr beim Verlust von Kirchenmitgliedern. Ein Aussitzen, Ignorieren oder Verdrängen dieser Entwicklung ist zwar

nachvollziehbar, wurde aber von den Mitgliedern der Landessynode in Baden ausgeschlossen. Stattdessen muten sie den Haupt- und Ehrenamtlichen und allen Gemeindegliedern ein kräftezehrendes Programm der Veränderung zu, das am Ende zumindest die drängendsten Probleme der Finanzierung kirchlicher Arbeit

lösen und eine möglichst lange und flächendeckende Versorgung mit Pfarrerinnen und Pfarrern gewährleisten soll.

Die schwierigste Herausforderung ist im Moment noch, den unterschiedlichen Loyalitätspflichten gerecht zu werden, die mit wechselnden Ordnungen und Formaten noch kein abschließendes oder eindeutiges Bild vom Pfarrberuf der Zukunft zulassen.

Während die Grundordnung bestimmt, dass sich die Evangelische Kirche in Baden von der Struktur der Gemeinde her aufbaut, die gegenwärtig in den meisten Fällen noch als Ortsgemeinde verstanden wird, verflüchtigen sich jene Gemeindestrukturen gerade in den zu bildenden regionalen Dienstgruppen der neuen Kooperations- und Erprobungsräume. Die Begleitung der bisher maßgeblichen Größen in Kirchen- und Pfarrgemeinden

Vielen Dank für die Bereitschaft und die große Mühe bei der Erstellung der zahlreichen Beiträge

wird durch die Erweiterung des Aufgabentraums eingeschränkt; die notwendigen Absprachen über die zukünftige Aufteilung der Pflichtaufgaben und die Identifizierung von gemeinsamen regionalen und überregionalen Angeboten kosten erst einmal viel Kraft, bevor sie hoffentlich Wirkung entfalten werden.

Die Ungleichzeitigkeit der verschiedenen Prozesse bietet aber auch die Chance, vor Ort nach individuellen Präsenzen von Kirche zu suchen und nur noch jene zu stärken, die von möglichst vielen Gemeindegliedern auch wirklich als stärkende Präsenzen von Kirche wahrgenommen werden. Die Notwendigkeit eines vorgelagerten geistlichen Ideenwettbewerbs wird in vielen Bezirkskonventen und -synoden zwar angezeigt, aber welche theologischen Thesen heute die Zukunft versprechen, welche kirchlichen „Leuchttürme“ am besten die Krise umschiffen helfen oder welcher Kirchenkompass den Weg am sichersten weist, lässt sich im Voraus nicht abschließend klären.

Es bleibt allein die ungewisse Erprobung neuer Gemeindeformen und kirchlicher Strukturen, die zugleich auch das eigene Pfarrbild und den Pfarrberuf auf die Probe stellen werden. Das ursprüngliche Verständnis einer Paroikía bedeutet, wie in einer Gemeinschaft von „Fremden“ in einer noch unerlösten Welt zu leben (Hervorhebung). Gemeindeleben ist damit im Wortsinn gekennzeichnet durch Fremdheitserfahrungen. Die Angleich-

Die schwierigste Herausforderung ist im Moment noch, den unterschiedlichen Loyalitätspflichten gerecht zu werden

ung der „Fremden“ an gesellschaftliche Strukturen und Formate ist aber demgegenüber ein bestimmender Teil der jüngeren Kirchengeschichte geworden. Mit guten Gründen sind in den Dörfern und Städten Strukturen gewachsen, die bürgerlichen Vereinen sehr ähnlich, dem kirchlichen Erleben seiner Zeit neuen Raum gegeben haben. Die Zuordnung von Pfarrpersonen erfolgte topographisch.

In Dörfern und Stadtteilen, Schulen, Kliniken, Gefängnissen, diakonischen Einrichtungen und Kasernen sind Pfarrerinnen und Pfarrer zu Gesichtern der Kirche geworden, erkennbar und nahbar verortet. Das bestimmte bisher auch die Ausübung des Berufs, weil die Gemeindeglieder vor Ort dann ihre ortsüblichen Bedürfnisse adressieren und Pfarrpersonen sich auf die örtlichen Bedürfnislagen mit ihren Begabungen und ihren Kräften einstellen und einbringen konnten. Daraus entwickelten sich Bindungen, Beziehungen und Freundschaften, die der kirchlichen Arbeit weitergeholfen haben; es entstand eine Solidarität mit den Aufgaben, die Kirche aufgetragen sind, es entstand auch eine Nähe zu den Lebensgeschichten, die den Pfarrdienst auf sehr persönliche Art und Weise wirksam werden ließ. Die Herausforderung entsteht jetzt durch das neue corpus permixtum der erweiterten Parochie in einem

noch unübersichtlichen Kooperations- und Erprobungsraum. Die absehbare Gleichzeitigkeit von örtlich gewach-

senen Bindungen und der Verantwortung kirchlicher Präsenzen in einem um das Vielfache erweiterten Arbeitsraum ermöglicht die zukünftige Verschränkung zwischen kirchlichen Handlungsfeldern, die bisher durch eine Ortsgebundenheit so nicht kombinierbar waren; das muss aber zugleich in den neuen Dienstgruppen mit einer Aufgabenkritik des bisherigen Pfarrberufs verbunden sein, damit eine solche Verschränkung überhaupt möglich wird.

Als Pfarrerinnen und Pfarrer begeben wir uns in vielfältiger Weise immer auf unsicheres Terrain. Die meisten

Kasualgespräche, Geburtstagsbesuche und nicht wenige Begegnungen am Arbeitsort sind oft Begegnungen mit Fremdem. Mit der Berufserfahrung kommt auch ein professioneller Umgang damit. Durch die Berufsjahre hindurch entsteht dann vor Ort eine Vertrautheit mit den Menschen oder mit den Situationen, in denen Pfarrerinnen und Pfarrer ihnen begegnen. Ein Stellenwechsel macht dann rückblickend deutlich, wie sicher man sich geworden ist und welche Herausforderung darin besteht, ein Netz neu knüpfen zu müssen.

Im besten Fall wird diese Herausforderung gerade gesucht und selbst inszeniert; in manchen Fällen ist sie vielleicht erzwungen oder aus äußeren Gründen nur die zweitbeste Lösung. Ein solcher Stellenwechsel kommt jetzt aber auf alle Gemeindepfarrerinnen

Als Pfarrerinnen und Pfarrer begeben wir uns in vielfältiger Weise immer auf unsicheres Terrain.

ein Fremdsein nicht im örtlichen, sondern im geistlichen Sinn.

und -pfarrer zu, denn sie werden Teil einer größeren Dienstgemeinschaft mit der Verantwortung für einen Kooperations- oder Erprobungsraum. Es ist zunächst ein erzwungener Stellenwechsel, der per Gesetz geschieht. Im besten Fall wurde diese Herausforderung sowieso gerade von einer Pfarrperson gesucht; bei vielen anderen fühlt sie sich, konsequent vielleicht, erzwungen an oder wird nur für die zweitbeste Lösung gehalten. Der Stellenwechsel in einen vielfach

größeren Kooperations- und Erprobungsraum schafft daneben die Unsicherheit, ein Vielfaches an Aufgaben zu erwarten, die

den Pfarrberuf dauerhaft unerträglich werden lassen könnten. Die Diskussion über eine bestimmte, abgrenzbare Wochenarbeitszeit ist Ausdruck dieser berechtigten Unsicherheit, aber sicher nicht der einzige Weg, dieser Unsicherheit zu begegnen.

Vielleicht erhält der bevorstehende Stellenwechsel aber seinen Sinn daraus, dass jetzt wieder eine Paroikía entsteht, ein Fremdsein nicht im örtlichen, sondern im geistlichen Sinn. Die Aufgabe des neu zu gestaltenden Pfarrberufs besteht dann darin, dem Ortsüblichen wieder fremd zu bleiben, Evangelische Kirche nicht länger als Ortsangabe zu verstehen,

sondern als gemeinschaftsstiftende Suche nach dem, was die Hoffnung und die Ermutigung des Evangeliums präsent hält. Es wird für Gemeindepfarrerinnen-

und pfarrer auch ein biographischer Veränderungsprozess sein, weil sie bisher ihre Heimat im Glauben und im Beruf oft noch verpflichtend vor Ort finden sollten. Es kann aber zugleich auch eine bereichernde und befreiende Berufserfahrung werden, die eigene Berufstätigkeit mit anderen kirchlichen Hauptamtlichen neu zu inszenieren, zu teilen und zu ergänzen. Aus dieser Kooperation und Erprobung im Fremden wird ein neues Bild von Kirche gezeichnet werden, und auch diese neue Parochie wird eine grundlegend neue Ordnung brauchen, die dann den Gemeindegliedern auch neue Räume öffnet. Aber das ist ein weiterer Prozess.

Es wird für Gemeindepfarrerinnen- und pfarrer auch ein biographischer Veränderungsprozess sein

■ Stefan Royar, Weinheim

„Die Kraft des Unterscheidens und die Erbauung der Gemeinde“

■ Aus Anlass des 100. Geburtstages von Rudolf Bohren im März 2020 fand ein Symposium (coronabedingt) im Juli 2023 in der Peterskirche in Heidelberg zu seiner Ehre statt. Bei diesem hat unser Altlandesbischof Prof. Dr. Jochen Cornelius-Bundschuh einen Vortrag über Bohrens „Kunst der Unterscheidung“, die auch für unser gegenwärtiges Kirchesein wichtige Hinweise beinhaltet, gehalten.

Liebe Festgesellschaft, liebe Schülerinnen und Schüler von Rudolf Bohren, liebe Frau Bohren, meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich danke sehr herzlich für die Einladung, heute zu Ehren von Rudolf Bohren zu Ihnen zu sprechen. Die Pandemie hat verhindert, dass wir den 100. Geburtstag im Jahr 2020 feiern konnten. Doch die Aufgabe und die Freude dieses Symposiums bleibt: an Rudolf Bohren erinnern und seine Impulse für die Praktische Theologie und die Kirche ins Gedächtnis rufen; danach fragen, ob und wie sie uns in unserer aktuellen Lage helfen können!

Drei Aspekte seiner theologischen Arbeit möchte ich in meinem Vortrag aufgreifen; sie kreisen alle um das Stichwort „Unterscheiden“, das für mich einen Grundzug der Praktischen Theologie Rudolf Bohrens darstellt.¹

1. Unterscheiden, nicht sortieren!

Rudolf Bohren konnte und wollte klar und durchaus zuspitzend unterscheiden: Was ist eine gute Predigt? Wo lässt sich die Kirche in ihrer Kommunikation des Evangeliums gefangen nehmen durch den Zeitgeist, durch Privatheit und Innerlichkeit, statt der Wahrheit Raum zu geben? Wo lässt sie sich an den Rand des Lebens drängen? Wo betrügt sie die Welt und sich selbst um die Kraft des Geistes, etwa durch ihre Kausalpraxis?

Wer Bohrens Texte liest, spürt, dass er sich einerseits aus seiner Theologie heraus zu diesem klaren Unterscheiden gedrängt fühlt, dass ihm dieses Unterscheiden aber auch ein persönliches Anliegen war und wohl auch Freude gemacht hat. Wenn Bohren auf die Praxis und Theorie des Glaubenshandelns schaut, zählt jedes Wort. Er hört genau hin, wie Gott zur Sprache kommt. Er achtet sorgfältig darauf, wie sich andere Interessen in die Verkündigung mischen. Er schaut kritisch auf die Formen, in denen die Praxis des Evangeliums in der Vergangenheit, vor allem aber auch in seiner Gegenwart Gestalt gewinnt.

Das prägte seinem Wirken und Werk den Stempel des Widerständigen und manchmal auch des Unbequemen auf und führte ihn in Auseinandersetzungen mit Kirche(n), aber auch mit Kolleg*innen in der Wissenschaft. Manche haben seinen Ansatz als eine Dogmatisierung der Praktischen Theologie gesehen, die die gesellschaftlichen Veränderungen

nicht ernst nimmt. Sie haben seine Skepsis gegenüber den Veränderungen in Homiletik und Seelsorge, die er als Anpassung an den Zeitgeist sah, als Wegschauern interpretiert. Sie haben seine mit Lust an Prägnanz und Polemik formulierten Überlegungen als Rückzug aus der Lebenswelt wahrgenommen – denken Sie etwa an das kleine Heft in der Reihe Theologische Existenz heute „Unsere Kasualpraxis – eine missionarische Gelegenheit?“, das bis heute die Gemüter in manchen Reformdebatten erregt. Aber Bohren wollte nicht kulturkritisch sortieren oder gar Überkommenes gegen Neues ausspielen. „Ich will nach vorne“², ruft er in der Vorlesung zur Ekklesiologie. Und im Anschluss an Jeremias Gotthelf formuliert er: „Es ist rein unmöglich zum Alten zurückzukehren in allem, selbst denen nicht, die es aufrichtig wollen. Es ist gegen Gottes Geist.“³

Bohren geht es um einen Aufbruch ins Offene, um die Bereitschaft der Kirche, Neues zu wagen, indem sie dem Geist mehr Raum gibt. Seine Praktische Theologie will sich nicht abschotten, sondern der Gegenwart stellen; aber eben nicht unkritisch und sich anpassend, sondern im Unterscheiden, was die Bewegung des Geistes Gottes aufnimmt. Deshalb fordert und fördert er etwa in der Homiletik den Blick in die Poesie und die Sprache der modernen Literatur (Beckett, Bruno Schulz, Christa Wolf) und sieht eine gegenwärtige und kritische Ästhetik

als zentrale Bezugswissenschaft der Praktischen Theologie.

Bohrens Unterscheiden will nicht sortieren, wie es gerade zurzeit so beliebt ist in vielen Diskursen und Feuilletons. Er ordnet schwarz und weiß nicht eindeutig zu, um dann, nachdem die Differenzen ein für alle Mal geklärt sind, aggressiv oder resignativ, wehleidig oder besserwisserisch alles was ist, seinem Schema ein- und zuzuordnen. Vielmehr will er mit seinem Unterscheiden die Türen für Gespräche öffnen. Er will Konflikte benennen, die Auseinandersetzung der unterschiedlichen Richtungen fördern und zum gemeinsamen Ringen um die Wahrheit ermutigen. Er bedauert es, dass „wir (es, jcb) in der Kirche nicht mehr verstehen, ein Streitgespräch zu führen, das dem Frieden und dem Fortschritt der Gemeinde dient.“⁴

Während wir beim Sortieren die Welt in unseren Kategorien ordnen – und unsere Sortierungen im schlimmsten Fall mit theologischen Argumenten legitimieren, wie wir es in der deutschen Kriegstheologie des 1. und zum Teil auch des 2. Weltkriegs und derzeit in der russisch-orthodoxen Kirche erleben und erleiden; während wir beim Sortieren die Welt in unseren Kategorien ordnen, gründet Bohrens Unterscheiden in einer theologisch begründeten Skepsis gegenüber Eindeutigkeiten menschlicher Urteile und zielt auf das Offenhalten von Konflikten. Sortieren orientiert sich

Bohren geht es um einen Aufbruch ins Offene, um die Bereitschaft der Kirche, Neues zu wagen, indem sie dem Geist mehr Raum gibt.

am Binären und sichert Identität durch Abgrenzung; Bohrens Unterscheiden trianguliert stattdessen: Er sucht nach Möglichkeiten, sich im (Streit-) Gespräch von Gottes Geist bewegen zu lassen, um kraftvoll Theologie zu treiben und als Kirche mutig und selbstbewusst in die Zukunft zu gehen.

Die unaufhebbare Differenz zwischen unserem kirchlichen und persönlichen Glaubenshandeln und Gottes Handeln für uns bildet die Basis dieses theologisch begründeten Unterscheidens; ihr gilt es nachzudenken, ihr nachzudichten, sie nachzufeiern. Sie lässt uns einerseits jede kirchliche und universitäre Praxis, die eigene wie die fremde, kritisch und selbstkritisch wahrnehmen und beurteilen. Zugleich rückt sie die Kraft von Formen des Glaubenshandelns in den Fokus, die ihrer Zeit fremd sind und bleiben, wie Schweigen, Fasten, Beten, in denen diese theologisch grundlegende Differenz von Gottes und unserem Handeln eine prägnante Gestalt gewinnt. Mit seiner Aszetik hat Bohren gerade zu diesem zweiten Feld wichtige Anregungen gegeben.

Im Kern gründet Bohrens Betonung des Unterscheidens in einer theologischen Entscheidung: Praktische Theologie hat die Gestalten des Glaubens und der kirchlichen Praxis ins „Kraftfeld des kommenden Reiches“⁵ zu rücken und kritisch daran zu messen: Wirkt in diesem seelsorglichen Handeln Gottes Geist? Wird Gottes Wort in meinen Worten laut, lebt mein geistliches Handeln aus Gottes Kraft? Es ist diese grund-

legende Ausrichtung an der „theonomen Reziprozität“⁶, aus der heraus er die Praxis des Evangeliums, die eigene wie die fremde, kritisch befragt; darin gründet die Dynamik seiner Theologie, sein Vorwärts Drängen und seine Arbeit an einer mutigen und „offenen Kirche“⁷.

2. Unterscheiden als Aufgabe der Praktischen Theologie

Die Gabe der Unterscheidung ist wichtig für die Sorge um die eigene Seele, wie Bohren im Blick den Alltag und zugleich unter Verweis auf eine der wenig bekannten Wüstenmütter aus dem ersten Jahrtausend zeigt: „In der Trennung des Wichtigen vom Unwichtigen, in der Frage, ob es gilt zu streiten oder zu dulden, ob es gilt, Pause zu machen oder Überstunden. Die Unterscheidungsgabe hat eine alltägliche Dimension, die beachtet sein will, damit der Baum an den Wasserbächen Frucht bringe. „Wir müssen unsere Seele mit der Unterscheidungsgabe leiten“, meint die Amma Synkletia (908).“⁸

Die Unterscheidungsgabe prägt in besonderer Weise die pastorale Existenz, denn sie bildet einen Widerhaken „gegen ... theologische Gedankenlosigkeit“⁹. Diese begegnet etwa in einem Bibellesen, das nur entdeckt, „was dem Leser (oder der Predigtgemeinde, jcb) passt“¹⁰, statt sich von der „Selbstbewegung des Wortes“¹¹ mitreißen zu lassen. Die Unterscheidungskraft bewährt sich im sorgfältigen Umgang mit Menschen; im sorgfältigen Unterscheiden und Zusammenführen der vier Sprachen, die das pastorale Handeln in Bohrens

Theologie bestimmen: „Namenrede, Sprache Kanaans, eigene Stimme, Sprache der Gegenwart“.¹² Statt im Wortmeer mitzuschwimmen, drängt Bohren die Seelsorgerin und den Prediger, sich um „die Unterscheidung des alltäglichen Sprechens vom Wort“¹³ zu mühen. Nur wenn „die Sprache ... stimmt“¹⁴, wenn sie der Differenz zwischen unserem Reden und Gottes Wort eine angemessene Gestalt gibt, findet sie ihren Platz in der Bewegung des Geistes. Statt als „Gelehrte ... das Wort Gottes“¹⁵ bestimmen zu wollen und ‚über‘ Gott zu reden, soll die Gemeinde, sollen die ordinierten Frauen und Männer Gott selbst zu Wort kommen lassen. Dabei hilft die Poesie, die uns zeigt, wie „Gott als Geheimnis der Welt“ (Eberhard Jüngel)¹⁶ zu wahren ist, aber auch das Gebet: Es „hält die Kirche für Gottes Tun ... offen.“¹⁷

Die Unterscheidungsgabe schenkt Freiheit im Umgang mit Neuem, oder wie Bohren erneut zuspitzt: „Befreit zum Verbotenen!“¹⁸ Sie weitet den Blick über den eigenen Kirchturm hinaus zu den Menschen, in den Sozial- und vor allem Kulturraum, aber auch in die Natur¹⁹ und die „kosmische Dimension“²⁰. Das Unterscheiden flieht nicht das Fremde und ordnet es dem Eigenen nicht unter, sondern hält es präsent als Teil der Wirklichkeit des Geistes.

Die Theologie kann dem Unterscheiden nicht entkommen, denn es gibt den Geist Gottes nie rein, nicht ohne Vermischung mit Menschlichem. „Die

Kategorie der Vermischung ruft nach der Unterscheidungsgabe!“²¹ So führt die Unterscheidung von religiöser Praxis und theologischer Reflexion im 18. Jahrhundert zwar zu einer wechselseitigen Befreiung und Entlastung²², ihre strikte Trennung aber ist für beide Seiten schlecht. Denn „die Geister der Frömmigkeit müssen geprüft werden, und das ist eine Aufgabe der Theologie.“²³

Umgekehrt darf sich die theologische Reflexion nicht in ein dogmatisches Gehäuse zurückziehen, das sich gegen die Bewegung des Geistes immunisiert. „Die Abkoppelung der Frömmigkeit von der Theologie ist ein Grund kommender Entkirchlichung.“²⁴ Deshalb konzipiert Bohren Ekklesiologie dialogisch²⁵ und setzt in Seelsorge und Predigt auf den „Reitersprung der Bildvorstellungskraft“, der zwei entgegengesetzte Welten verbindet.“ Er „hebt die Adressaten der Metapher in den Sattel, fordert sie auf mit zu springen, damit es zur Verbindung der neuen Welt Gottes mit der alten komme.“²⁶ Unter dieser doppelten Perspektive sieht Bohren die Aufgabe der

Praktischen Theologie: zu unterscheiden und Verwechslungen abzuwehren, ohne Geistliches und Weltliches auseinander zu reißen, denn „die Frömmigkeit bewährt sich in der Profanität“²⁷ Größer

als die Gefahr des Fundamentalismus ist für Bohren „eine platte Aufgeklärtheit ... , die den Horizont des sehr flachen Landes für den aller Welten hält. Sie übersieht,

Die Unterscheidungsgabe schenkt Freiheit im Umgang mit Neuem, oder wie Bohren erneut zuspitzt: „Befreit zum Verbotenen!“

dass der Mensch in Verhältnissen lebt, die stärker sind als seine Willenskräfte.“²⁸ Sie übersieht, dass die Kirche nach einer Verkündigung gefragt ist, die dem Menschen sagt, was er sich selbst nicht zu sagen weiß. Sie übersieht, dass, wer vollmundig predigt, von einem fremden Wort bewegt wird, „indem der Name seine Übermacht demonstriert.“²⁹

Am Ende gründet alles Unterscheiden in Bohrens Praktischer Theologie in der Unterscheidung von Gesetz und Evangelium. Es geht „um den feinen Unterschied, was das erste und was das zweite ist, Gottes Handeln oder Menschen Werk.“³⁰

Mit stetem Bezug auf diese zentrale Differenz, die wir weder praktisch noch im Urteilsvermögen in der Hand haben, macht Bohren sich an seine praktischtheologische Arbeit und zeigt z. B. in einer Predigtanalyse: „Nun ist genau das ein beliebter Topos einer gesetzlichen Osterpredigt, dass man nicht die Tat Gottes bestaunt, der den Messias Jesus auferweckt, sondern den Glauben der Jünger zum Modell des Glaubens erhebt und so die Tat des Menschen beachtet und fordert, anstatt die Tat Gottes zu rühmen. So machen die Prediger im Gefolge der Exegeten aus dem Evangelium ein Gesetz.“³¹ „Wer mit dem Tun des Menschen beginnt – und das heißt theologisch: mit dem Gesetz – der findet in der Regel kaum den Weg zum Evangelium.“³²

3. Unterscheiden als Grundbewegung der Kirche

Differenziertes Unterscheiden ermöglicht es, ohne Trägheit und ohne Hochmut auf Menschen zuzugehen, ohne sie auf unser Bild von ihnen festzuschreiben. In diesem Sinne markiert „die Unterscheidungsgabe ... die Grenze der Gemeinde“³³, aber eben gerade nicht als sozial gesetzte Beschränkung auf sich und die, die schon immer dazu gehören. Das derzeitige „Einseitige“ kann „nicht durch weitere Steigerung der ‚Reinheit‘, sondern gerade durch Öffnung unserer Einseitigkeiten zur Gemeinschaft mit anderen Einseitigkeiten abgeholfen werden.“³⁴ Vielmehr erfordert es eine Unterscheidungsarbeit an der Grenze und einen Widerstand gegen den Ausschluss derjenigen, die nicht den Vorgaben entsprechen. Gelingt das, wird Gemeinde für Bohren zu einer Gegengesellschaft, in der wir „im Miteinander, im Ensemble aller Instrumente ... die Musik machen (können, jcb), die den Seelen wohlhut.“³⁵

Vor diesem Hintergrund wendet sich Bohren gegen das klerikale Reden von Kirche, in dem das Machtstreben des Klerus und das organisatorisch-institutionelle Beharrungsvermögen seinen Ausdruck findet. „Die Kirche glauben heißt, sie als Werk und im Werk Gottes zu sehen.“³⁶ „Die Kirche glauben heißt, sie verändern und sich selbst ebenfalls.“³⁷ Damit kommen auch die schwierigen Nachrichten und Erfahrungen in den Blick, wie heute etwa

Am Ende gründet alles Unterscheiden in Bohrens Praktischer Theologie in der Unterscheidung von Gesetz und Evangelium

das Thema Machtmissbrauch und sexualisierte Gewalt; auch sie gehören zur Kirche. Christinnen und Christen sind aufgefordert, den Schmerz darüber zur Sprache zu bringen und miteinander auszuhalten, den schmerzvollen Erfahrungen zu Fuß „nachzuhumpeln“ und die Wege ins Freie zu suchen, die sich im Kraftfeld von Gottes Gerechtigkeit öffnen.

Bohren widerspricht aber auch einem säkularen Reden, das von außen über die Kirche spricht, ohne das Wirken des Geistes in ihr wahrzunehmen. Ersieht, dass dieses Reden auch in der Kirche Raum greift. Viele Überlegungen zu „Kirche in der Krise“ oder im „Abwärtstrend“ sprechen so „über“ die Kirche, wie sie „über“ Gott reden: als könnten sie sie in Blick nehmen, ohne sie als Geschöpf Gottes zu betrachten; als würden ihre Ausführungen „durch Plebiszit“³⁸ der Öffentlichkeit bewertet; aber „was auf allgemeine Anerkennung angewiesen ist, verzichtet auf den Beweis des Geistes und der Kraft.“³⁹

Statt solcher Zuschreibungen eröffnet Bohren ein dialogisches Feld, das davon geprägt ist, dass wir „die anderen“ Glieder am Leib Christi gerade in ihrer Fremdheit brauchen, um uns als Kirche zu entwickeln. Im Anschluss an 1. Korinther 12 zeigt er, dass gemeindliche Praxis heißt, nach den Gaben der anderen zu schauen. Und wieder spitzt er zu: „Das Entdecken der Gaben beginnt im Feiern der Unbegabten.“⁴⁰ Wieder rückt Bohren

damit die unbequeme und selbstkritische Perspektive in den Vordergrund, die nach der „Kraft der Schwachheit“ fragt, die uns von Gott zukommt, und die uns und unsere „kirchenleitende“ Praxis in Frage stellt, die wir, ob in Gemeinden oder Landeskirchen, lieber nach den Engagierten und Begabten als sogenannten Ehrenamtlichen Ausschau halten.

Mit seinen ekklesiologischen Unterscheidungen fasst Bohren die soziale Struktur der Kirche unter der Perspektive, was Gott an ihr tut, wie der Geist

Wieder rückt Bohren damit die unbequeme und selbstkritische Perspektive in den Vordergrund, die nach der „Kraft der Schwachheit“ fragt.

sie bewegt. „Wer sagen will, was Kirche sei, muss die Stimme erheben, sich einem Rhythmus anvertrauen, und er wird erfahren, dass die Melodie (und der Rhythmus, jcb) ihn trägt.“⁴¹ Indem wir den Psalter mit Israel mitbeten, reihen wir uns ein in den

Chor des Gottesvolkes⁴²; wir geraten aus unseren Häuschen und finden in unserer Unterschiedlichkeit Eingang in Gottes Haus.⁴³ Dieses Zusammenklingen der Verschiedenen wahrt das Geheimnis jedes einzelnen Gliedes am Leib und ermutigt zugleich dazu, sich in aller Unterschiedlichkeit wechselseitig aufeinander zu beziehen. In der Praxis des Evangeliums gewinnt dies u.a. Gestalt in der Freiheit der Predigenden von den Hörenden, zugleich aber auch im respektvollen Blick auf die Predigtgemeinde. „Soll das Wort den Hörer ergreifen, muss der Prediger seine Finger von ihm lassen.“⁴⁴ Was wir mit unseren Brillen und Methoden als „die“ wirklichen Hörer*innen wahrnehmen,

bricht sich daran, dass uns die Hör-
enden immer im „Geheimnis seiner (d.h.
Gottes, jcb) Erwählung“⁴⁵ begegnen. Die
aufbrechende Gemeinde weiß um „die
unendliche Bedeutung des Einzelnen
für die Ökumene.“⁴⁶ Sie lässt Christen-
menschen „einen neuen Selbstwert ge-
winnen“⁴⁷ gegen „das anerzogene christ-
liche Minderwertigkeitsgefühl“⁴⁸; sie er-
mutigt einzelne, frei, selbstbewusst und
mutig durch Fürbitte, Fürsorge und Für-
leiden an Gottes Weltregierung und der
Entgötterung der Welt mitzuwirken.⁴⁹ Aber,
erneut am Beispiel der Predigt: Statt den
einzelnen zu privatisieren, weist sie „ihn
ein ... in das soziale Sein des Erhöhten in
seiner Gemeinde.“⁵⁰

Nur in dieser Sozialität gelingt die Predigt.
Nur im gemeinsamen Hören auf Gottes
Wort tragen die vielen einzelnen Worte
zur „Oikodome der Gemeinde“⁵¹ bei.
Nur so wird das von Bohren beklagte
„Stilllegen“⁵² von Kirche überwunden und
der „Mut“ und die „Zivilcourage“⁵³ in den
Gemeinden wachsen.

Bohrens Praktische Theologie hilft auf
diesem Weg in die Zukunft, denn sie
ermutigt die Kirche in all ihren Gestalten,
sich vom Geist Gottes „die Augen putzen“
und sich bewegen zu lassen und „in der
weiträumigen Einheit der Gemeinde ...
die Kraft ihrer Mission“ zu entdecken.⁵⁴

■ Jochen Cornelius-Bundsuh, Fulda

- 1 Rudolf Bohren hat zum Abschluss des Symposiums zu seinem 80. Geburtstag in Schloss Beuggen im März 2000 einen Vortrag über „Die Unterscheidungsgabe“ gehalten; in: Gemeinde ist Seelsorge, Rudolf Bohren zum 80. Geburtstag, Privatdruck, hg. von Christian Möller, 2000, 63-77; (im Folgenden: Gemeinde ist Seelsorge).
- 2 Rudolf Bohren, Ekklesiologie: Von der Schwierigkeit zu sagen, was Kirche sei, edition Bohren 5, Waltrop 2005, 49; (im Folgenden: Ekklesiologie).
- 3 Ebd.
- 4 Ekklesiologie, 189
- 5 Ekklesiologie, 161
- 6 Vgl. Rudolf Bohren, Predigtlehre, München 1981; (im Folgenden: Predigtlehre).
- 7 Ekklesiologie, 241f.
- 8 Gemeinde ist Seelsorge, 67
- 9 Ekklesiologie, 251
- 10 Ekklesiologie, 125
- 11 Ekklesiologie, 128
- 12 Vgl. die Überlegungen in: Die Predigtanalyse als Weg zur Predigt, Tübingen, 1989, hgg. von Rudolf Bohren und Klaus-Peter Jörns, hier: 58 (im Folgenden: Predigtanalyse), insbesondere die Thesen zur Predigtanalyse, die einen Einblick in das wichtige Gespräch Bohrens mit dem Schriftsteller Gerhard Debus geben.
- 13 Jochen Cornelius-Bundsuh, Die Kirche des Wortes, Göttingen 2001, hier: 46, zum Ganzen: 44-69
- 14 Ekklesiologie, 253
- 15 Ekklesiologie, 60
- 16 Vgl. Ekklesiologie, 77: „Was ohne Geheimnis ist, braucht keine Poesie.“
- 17 Ekklesiologie, 130
- 18 Gemeinde als Seelsorge, 70
- 19 Vgl. Ekklesiologie, 245; Bohrens Klassenkamerad Kurt Marti hat diese Perspektive in seinem Band „Högerland“ herrlich beschrieben.
- 20 Vgl. Ekklesiologie, 75f
- 21 Gemeinde als Seelsorge, 68
- 22 Vgl. Botho Ahlers, Die Unterscheidung von Theologie und Religion, Gütersloh 1980
- 23 Ekklesiologie, 81; vgl. 58f.
- 24 Ekklesiologie, 58
- 25 Vgl. Ekklesiologie, 5
- 26 Ekklesiologie, 163
- 27 Ekklesiologie, 263; vgl. 218
- 28 Predigtlehre, 314
- 29 Ebd.

- 30 Ekklesiologie, 92
- 31 Ekklesiologie, 35f.
- 32 Ekklesiologie, 255
- 33 Gemeinde als Seelsorge, 76
- 34 Ekklesiologie, 75f, mit dem Verweis auf Miskotte.
- 35 Gemeinde als Seelsorge, 77
- 36 Ekklesiologie, 215
- 37 Ekklesiologie, 214
- 38 Ekklesiologie, 48
- 39 Ekklesiologie, 49
- 40 Ekklesiologie, 65
- 41 Ekklesiologie, 138
- 42 Ekklesiologie, 142
- 43 Vgl. Ekklesiologie, 143
- 44 Jochen Cornelius-Bundschuh, Kirche des Wortes,
Göttingen 2001, 58
- 45 Predigtlehre, 154
- 46 Ekklesiologie, 219
- 47 Ekklesiologie, 223
- 48 Ekklesiologie, 220
- 49 Vgl. Ekklesiologie, 229
- 50 Jochen Cornelius-Bundschuh, Kirche des Wortes,
Göttigen 2001, 54
- 51 Predigtanalyse, 57
- 52 Ekklesiologie, 12
- 53 Ekklesiologie, 50
- 54 Gemeinde als Seelsorge, 76

Wer „macht“ die Jahreslosungen?

■ **Jede und jeder verwendet sie, aber nicht alle wissen, wie sie entstehen. Dr. h.c. Hans Kratzert, bis in diesem Jahr für den Bundesverband der Evangelischen Stadtmissionen in der Ökumenischen Arbeitsgemeinschaft für Bibellesen, die die Auswahl der Jahreslosungen verantwortet, berichtet kurz und instruktiv, wie die Jahreslosungen zu solchen werden.**

Seit 2012 bis 2023 habe ich den Bundesverband Ev. Stadtmissionen in der „Ökumenischen Arbeitsgemeinschaft für Bibellesen“ vertreten. Diese ÖAB verantwortet seit langem die Jahreslosungen und die Monatssprüche, während die Tageslosung bekanntlich von der Herrnhuter Brüdergemeine stammt und die Wochensprüche von der Liturgischen Konferenz der EKD.

Wer steckt hinter dieser ÖAB? Ihr gehören derzeit 23 Institutionen und Verbände an, die aus dem evangelischen, katholischen und freikirchlichen Spektrum des deutschsprachigen Raumes stammen, so die Bibelgesellschaften aus Deutschland, der Schweiz, Österreich, dem Elsass und Polen. Verbände wie AEJ, CVJM und EC, Gnadau oder Kaiserswerth, die AMD und die Stadtmissionen sind Mitglieder, ebenso auch die EKD, die SELK, die Brüderunität, die Vereinigung Evang. Freikirchen und manche andere Gruppierung. Sie alle bilden ein weites Spektrum der Ökumene im deutschsprachigen Raum ab. Einmal im Jahr trifft sich die ÖAB zu einer mehrtägigen Jahrestagung, zu der jeweils Vertre-

ter der Mitglieder und dazu noch derzeit vier Berater/innen und in jährlich wechselnder Besetzung noch einige Jugenddelegierte kommen. Ein paar Monate zuvor erhalten alle Mitglieder den ebenfalls von der ÖAB beschlossenen Bibelleseplan für das Jahr, für das Jahreslosung und Monatssprüche ausgesucht werden sollen – im Herbst 2022 also für das Jahr 2026. Jedes Mitglied hat die Aufgabe, aus den Lesetexten des jeweiligen Monats zwei Vorschläge für Monatssprüche auszuwählen, ebenso zwei Vorschläge für Jahreslosungen, die der Bibellese des jeweiligen Jahres zu entnehmen sind. So übermittelt jedes Mitglied 26 Spruchvorschläge, möglichst häufig nach der Lutherbibel 2017 oder der Einheitsübersetzung 2017, an den sog. Textplanbearbeiter, der daraus die Arbeitsvorlage für die im Frühjahr stattfindende Jahrestagung erstellt. Natürlich kommt es vor, dass Mehrfachnennungen von Bibelworten erfolgen. Vorab geprüft werden muss auch, dass jeder Vorschlag den Kriterien entspricht: kein Wochenspruch, keine Jahreslosung, die innerhalb von zehn Jahren, kein Monatsspruch, der innerhalb von fünf Jahren wiederholt würde. Hierfür gibt es eine seit 1935 (!) geführte Liste aller Jahreslosungen und Monatssprüche.

In der Jahrestagung teilt sich das Plenum in vier Arbeitsgruppen, die die einzelnen Vorschläge sichten, prüfen, ob sie – da ja aus dem Kontext gerissen – dem inhaltlichen Gesamtduktus ihres Herkunftsbuchs entsprechen, ob sie „Zeitansagen“ sind – was Jahreslosungen und Monatssprüche

ja sein sollen, welche der Übersetzungen gewählt wird u.v.m. Die Diskussionen in diesen Arbeitsgruppen sind oft lebhaft, theologisch kontrovers, niemals langweilig. Jede Arbeitsgruppe muss dem Plenum einen Vorschlag mit zwei Sprüchen machen, der in der Gruppe zuvor per Mehrheitsbeschluss abgestimmt wurde. Ebenso stimmt in der Schlusssitzung das Plenum über die auf jeweils einen reduzierten Sprüche ab, oft nach längerem Ringen um das Wort, das aus der Sicht der Mehrheit die wichtigste „Zeitansage“ sein soll.

Die Diskussionen in diesen Arbeitsgruppen sind oft lebhaft, theologisch kontrovers, niemals langweilig.

Mich hat in all den Jahren meiner Mitarbeit fasziniert, wie ernsthaft darum gerungen wurde, dass ein isoliertes biblisches Wort für die Gegenwart so lebendig wird, dass Menschen es als „frohe Botschaft“, als Wegweisung und Wegzehrung, als Trost, zumindest als Denkanstoß erfahren können. Durch den Zwang, bis zu einem bestimmten Zeitpunkt ein Ergebnis zu erreichen, das hoffentlich von allen getragen wird, bleiben mir die Tagungen der ÖAB in lebhafter und kostbarer Erinnerung, anders als manche ökumenische Begegnung, bei der es zwar nett war, sich ausgetauscht zu haben, aber alles beim alten blieb.

Altershalber habe ich meine Mitarbeit in diesem Jahr beendet. Der Bundesverband Ev. Stadtmissionen wird in Zukunft von Missionsdirektor Pfr. Christian Kreusel aus Leipzig vertreten sein.

■ Hans Kratzert, Heidelberg

Wir brauchen einen theologischen Diskurs!

■ „Du stellst meine Füße auf weiten Raum – theologische Anmerkungen zur sog. Strukturreform, Erhard Schulz, Meckesheim Badische Pfarrvereinsblätter, Oktober 10/2023

Ich hatte mich gefreut, als ich im Oktober den Artikel des Kollegen Schulz aus Meckesheim in den Pfarrvereinsblättern entdeckte: Wir brauchen einen theologischen Diskurs zum Prozess ekiba2032! Und dann ein wunderbarer Psalmvers als Einstieg. Ein aktiver Ruheständler in Sorge. Er sieht die „verheerende personelle Not in unserer Landeskirche“. Er sorgt sich um Präsenz in der Fläche und Überbelastung. Und er sieht die Maßnahmen, die jetzt ergriffen werden, kritisch. Jetzt bin ich gespannt, wie seine theologischen Überlegungen dazu sind. Doch am Ende seines Textes bin ich nur enttäuscht.

Man kann diesen Prozess und die verschiedenen Maßnahmen kritisch sehen und das auch pointiert benennen. Und wir brauchen tatsächlich eine theologische Auseinandersetzung, eine Klärung: Was ist unser Auftrag als Kirche Jesu Christi und wie können wir diesem Auftrag in unserer Gesellschaft nachkommen?

Was ich aber fast ausschließlich lese, ist Polemik: Die unfähige Kirchenleitung, einschließend der Landessynode, versetzt den Gemeinden und der Kirche „den Todesstoß“. Und sie disqualifiziert sich durch Nazi-Sprache, wie er durch ein Buch von 1957 zubelegen meint.

Theologisch kann ich fast nichts erkennen. Zwei Bibelworte, aber keine Argumentation: Warum hat der weite Raum aus Psalm 31 nichts zu tun mit dem Kooperationsraum? Warum kann Gottes Geist nicht auch in einem Kooperationsraum wirken? Und ist das Wort „Raum“ tatsächlich „monströs“ geworden und tabu? Wenn man sich mit dem Raum-Begriff beschäftigen will, warum dann nicht aktueller: Welche Rolle spielt Mobilität in unserer Gesellschaft? Was ist mit den virtuellen Räumen, die unseren Alltag längst durchdrungen haben? Welche Qualität haben Lebensräume hier und anderswo, und wie sehr sind sie bedroht vom Klimawandel? Und dazu dann, theologisch begründet: Welchen Raum kann und soll Kirche gestalten in den Räumen und Prozessen unserer Gesellschaft? Vielleicht Räume der Barmherzigkeit. Räume ohne Versagensangst. Räume der Stille und des Zur-Ruhe-Kommens. Räume der Kommunikation ohne Gewinner und Verlierer. Räume des Nachdenkens, aus dem Handeln erwächst.

Ein weiterer Punkt: Was ist Gemeinde? Statt einer theologischen Argumentation wird nur eine Position gesetzt, orientiert an der Praxis der letzten hundert Jahre. Stattdessen wäre zu fragen: Wie geschieht Teilhabe, Zugehörigkeit und Beheimatung heute? Und wie gestalten wir „Gemeinde“ so, dass sie auch für Menschen attraktiv wird, die nicht kirchlich sozialisiert sind? Die Zahl der Gottesdienste soll nicht sinken, aber keine Frage danach, wie

ein Gottesdienst aussehen könnte, der Menschen heute erreicht. Und wie sollen weniger Menschen dasselbe Programm bewältigen, ohne sich zu überlasten?

Kritik lese ich, aber keine wirklichen Ansätze, wie die Herausforderungen bewältigt werden sollen. Missionarische Aktivitäten, Evangelisationen, Glaubenskurse, Kinderbibelwochen, das wird eingefordert. Aber das wurde und wird praktiziert, jedoch erreicht es anscheinend nicht mehr sehr viele Menschen. Die Instrumente des 20. Jahrhunderts bringen nicht die Lösungen in der sich ständig verändernde Gesellschaft im 21. Jahrhundert.

Wir müssen neu auf die Suche gehen, wie schon so viele Christinnen und Christen vor uns, wie es unserer protestantischen Überzeugung entspricht: *semper reformanda*. Mit der Diffamierung von Mitchristen kommen wir auf keinen Fall weiter. Mit Theologie schon, denke ich. Es gibt Ansätze und theologische Überlegungen: Die Differenzierung von Kirche als Institution, als Organisation und als Bewegung von Jan Hermelink kann weiterhelfen, die theologischen Überlegungen von Uta Pohl-Patalong oder Isolde Karle. Auch das Modell von Kirche als Glaubensgemeinschaft, als Handlungsgemeinschaft und als Rechtsgemeinschaft von Steffen Schramm. Die „Kirche der Menschen“, die Steffen Bauer beschreibt. Exegetisch kann man den Transformationsgeschichten der Bibel nachspüren und die Transformation der

theologischen Grundthemen des Volkes Israel nach dem Exil untersuchen.

Praktisch sehe ich als Aufgabe heute: Wie kann Kirche wieder in Kontakt kommen mit den Menschen und ihren existentiellen Fragen heute? „Gehet hin“ schreibt Erhard Schulz am Schluss seines Artikels. Dem kann ich zustimmen. Aber bevor wir „fröhlich unsere wunderbare Botschaft verkünden“, müssen wir erst einmal wieder hören lernen. Hören auf die Menschen und auf das, was Gott uns durch sie sagt. Hören, ohne die Antwort schon zu wissen. Das könnte ein Ausgangspunkt sein, theologisch und praktisch.

■ Daniel Völker, Karlsruhe

Studierende Kinder

... können sich bei Studienbeginn von der studentischen Versicherungspflicht freistellen lassen. Dies ist möglich bei der AOK des Studien- oder Wohnortes; falls der Studierende schon bei einer anderen gesetzlichen Krankenkasse versichert war, geht es auch dort. Gegebenenfalls ist für die gesetzliche Krankenkasse eine Bescheinigung von uns nötig.

Die Freistellung von der Versicherungspflicht in der Gesetzlichen Krankenversicherung empfiehlt sich dann, wenn das Kind für die Dauer des Studiums weiterhin über Beihilfe und Pfarrverein berücksichtigt werden soll.

Jedoch gilt hier zu beachten: Die Berücksichtigung in Beihilfe und Pfarrverein gilt nur so lange, wie auch Kindergeld gezahlt wird, also maximal bis zum Ende des Jahres, in dem der Studierende 25 Jahre alt wird (ggf. zuzüglich Bundesfreiwilligendienst/ Wehrdienst)

Dauert das Studium länger, oder auch bei Studienabbruch muss nach Ende der Berücksichtigung in der Beihilfe eine 100%ige Absicherung der Krankheitskosten auf eigene Kosten erfolgen, z.B. bei einer Privaten Krankenversicherung. Eine Weiterversicherung in der Krankenhilfe des Pfarrvereins ist nicht vorgesehen. Bei einem Verbleib in der Krankenhilfe ist gemäß unserer Beitragsordnung mit einem hohen monatlichen Beitrag zu rechnen. Im Zweifelsfall sollten Sie Ihre Beihilfestelle vorher um Rat fragen, ob noch Beihilfefähigkeit besteht und wie lange.

Auch die Familienfürsorge/VRK berät in Fragen der privaten Krankenversicherung nach dem Studium. **Dort besteht eine Optionsversicherung, die es studierenden Kindern von Mitgliedern des Pfarrvereins ermöglicht, sich bei Verlust ihres Beihilfeanspruchs (durch Überschreitung der Altersgrenze) zu günstigeren Bedingungen zu versichern.**

Beihilfeberechtigte Kinder werden von uns in der Krankenhilfe mitberücksichtigt. Auch die beihilfeberechtigten Angehörigen sollten wissen, dass bei Arzt/Zahnarztbesuch, Krankenhausbehandlung usw. angegeben werden soll: beihilfeberechtigt und Selbstzahler.

Reisen ins Ausland

Bei Reisen ins Ausland empfehlen wir unseren Mitgliedern den Abschluss einer Auslandsreise-Krankenversicherung. Die Beihilfe gilt zwar weltweit, jedoch werden im Ausland entstehende Kosten nur bis zu der Höhe erstattet, wie sie auch in Deutschland angefallen wären. Außerdem sind medizinisch notwendige Rücktransporte nicht beihilfefähig und sollten deshalb über eine Auslandsreise-Krankenversicherung abgedeckt werden. Dabei ist zu unterscheiden zwischen fest und variabel terminierten Versicherungen. Variabel terminierte Auslandsreise-Krankenversicherungen sind flexibler, gelten aber insgesamt nur für eine vereinbarte Anzahl von Tagen pro Jahr. Diese Lösung ist praktischer als die

Vereinbarung von Festterminen und kostet nur geringfügig mehr. Bitte beachten Sie als Zweck den Urlaubscharakter dieser Krankenversicherungen. Dienstliche Anlässe oder länger dauernde Aufenthalte im Ausland sind evtl. anderweitig abzudecken. Dies sollten Sie im Einzelnen vorab mit Ihrem Arbeitgeber bzw. Dienstgeber klären. Eine Auslandsreise-Krankenversicherung ist zu günstigen Tarifen z. B. beim Versicherer im Raum der Kirchen (Bruderhilfe-Pax-Familienfürsorge) möglich. Auskunft erteilt das VRK-Regionalbüro in Landau, Tel. 06341/9393-69. Dort können Sie auch über Krankenversicherung bei längerem Auslandsaufenthalt wegen Studium, Schüleraustausch o. ä. beraten werden.

Datenänderungen

Damit die Kommunikation zwischen der Geschäftsstelle des Pfarrvereins und seinen Mitgliedern reibungslos funktioniert, sind wir darauf angewiesen, dass Sie uns Änderungen von Adressen, Telefonnummern und Bankverbindungen mitteilen. Dies gilt auch für Eheschließung, Scheidung, die Geburt eines Kindes oder auch beim Eintreten eines Sterbefalles. Der Pfarrverein verständigt bei Adressänderungen auch die Versandstelle des Deutschen Pfarrkalenders.

Für den **Badischen Pfarrkalender** ist es erforderlich, dass wir auch über Ihre Dienststellen-Änderungen informiert werden, um auch hier aktuelle Daten präsent zu haben.

Zur **Festsetzung des Beitragseinzugs** ist es wichtig, dass Sie uns jede Kopie Ihrer Bezüge/Abrechnung übersenden, faxen oder mailen, wenn Sie nicht oder nicht nur über den EOK oder die Ruhegehaltskasse in Darmstadt besoldet werden.

Melden Sie uns bitte stets die **Berufstätigkeit Ihrer Ehepartnerin/Ihres Ehepartners**, damit wir die Beiträge festsetzen können, wenn sie/er Beihilfe erhält (20.000-Euro-Regelung, siehe KVBW- bzw. LBV-Formular!) und in der Krankenhilfe des Pfarrvereins berücksichtigt werden soll.

Bei Rückfragen und Problemen in Bezug auf die Berücksichtigung von Angehörigen setzen Sie sich bitte mit Ihrer Beihilfestelle in Verbindung.

Mitverdienende Angehörige: Beitragspflicht auch bei Rentenbezug

Wenn mitberücksichtigte Angehörige von Mitgliedern eine eigene Rente oder Pension beziehen, werden dadurch in der Krankenhilfe des Pfarrvereins Beiträge fällig. Voraussetzung ist, dass es sich dabei um eine Rente aus Berufstätigkeit (auch Zusatzrenten wie VBL) handelt und die Ehepartnerin/der Ehepartner in der Krankenhilfe des Pfarrvereins mitberücksichtigt werden möchte. Ein Einkommen oder Rentenbezug von mitberücksichtigten Angehörigen muss uns immer gemeldet werden.

Liegt die Rente unter einem Bruttobetrag von monatlich 800 Euro, wird kein Beitrag erhoben. Zwischen 800 und 1.700 Euro entsteht ein Monatsbeitrag in Höhe von 70 Euro, über 1.700 Euro werden 8,0 % der Bruttorente fällig. Bestehen mehrere Renten oder Einkünfte aus Pension, werden diese addiert.

Generell gilt: wer in der Krankenhilfe mitberücksichtigt werden möchte, muss vorher angemeldet werden.

Eigene Rente bei Witwen

Auch Pfarrwitwen und -witwer müssen eigene Renten, die zusätzlich zur Witwenrente bezogen werden, bei uns melden. Hier gelten andere Beitragsgrenzen: Übersteigt die eigene Rente einen Betrag von 450,00 Euro monatlich, wird sie auf die Witwenrente aufgeschlagen. Dadurch entsteht für diese eigene Rente gekoppelt an die Beitragsberechnung der Witwenrente ein Beitrag von 8,0 % der Bruttorente/vom Grundgehalt.

Achtung: Beitragspflicht auch bei zusätzlicher Witwenrente

Auch wenn Mitglieder (i.d.R. Pfarrfrauen und Pfarrer) mit Krankenhilfe zusätzlich zur eigenen Besoldung oder zum Ruhegehalt noch eine Witwenrente eines verstorbenen Ehepartners erhalten, entsteht für diese Witwenrente eine Beitragspflicht. Solche zusätzlichen Bezüge müssen dem Pfarrverein selbstständig gemeldet werden.

Mitgliedsbeiträge des Pfarrvereins sind sowohl Sonderausgaben als auch Werbungskosten

Krankenversicherungsbeiträge werden steuermindernd anerkannt, soweit sie für eine gesetzliche Abdeckung (Basisabsicherung, keine Wahlleistungen) anfallen. Bei darüber hinausgehenden Leistungen wie zum Beispiel bei Tarifen der Privaten Krankenversicherung oder auch der Differenzzahlung zur Beihilfe (= Krankenhilfe des Pfarrvereins), die auch über das gesetzliche Niveau hinaus gehen, wird nur ein prozentualer Anteil anerkannt, der dem gesetzlichen Niveau der Basisabsicherung entspricht. Beim Pfarrvereinsbeitrag beträgt dieser Anteil in der Regel 82,6 %. Da der Pfarrvereinsbeitrag aber auch berufsständische Leistungen enthält, sind diese zuerst abzuziehen. Der so ermittelte restliche Krankenversicherungsbeitrag wirkt dann in dieser Höhe steuermindernd.

Wie wird der Beitrag bescheinigt?

Der Pfarrverein stellt bis Ende Februar 2024 für jeden Beitragszahlenden (Aktive, Ruheständler, Witwen und Mitverdienende) eine Bescheinigung für das Finanzamt aus und versendet diese auch automatisch an den Beitragszahlenden, also ohne Anforderung.

Die Finanzverwaltung sieht außerdem vor, dass nur noch zentral übermittelte Beträge Eingang in die abgegebene Steuererklärung finden, gekoppelt an die steuerliche Identifikationsnummer des Mitglieds. Deshalb wird der bescheinigte

Beitrag auf elektronischem Weg von uns an die zuständige Stelle gemeldet.

Tragen Sie also die drei Beträge der Bescheinigung

- a) Berufsständischer Beitragsanteil
(= Werbungskosten, z. B. Anlage N)
- b) Krankenversicherungsbeiträge, Basisabsicherung
(= Anlage Vorsorgeaufwendungen)
- c) Beitragsanteil, der über die Basisabsicherung hinausgeht
(= Anlage Vorsorgeaufwendungen, Wahlleistungen)

in die Steuererklärung ein und legen die Beitragsbestätigung der Steuererklärung bei.

Seit 2019 müssen die Beiträge zur privaten Krankenversicherung durch die elektronische Übermittlung jedoch nicht mehr zwingend selbst eingetragen werden.

Wenn die Steuererklärung nicht online über ELSTER abgegeben wird, können Steuerklärungs-Vordrucke auch auf den Webseiten der Finanzämter im Internet abgerufen und ausgedruckt oder direkt beim Finanzamt abgeholt werden.

Die Beiträge können nur anerkannt werden, wenn der Verwendung der steuerlichen Identifikationsnummer nicht widersprochen wurde.

Vergessen Sie nicht, auch die Pflegeversicherungsbeiträge aufzuführen. Ihr Pflegeversicherer (bei den meisten Pfarrern ist dies die VRK) hat darüber auch einen Nachweis erstellt.

Aus der Pfarrvertretung

Rechtzeitig vor Ende der Antragsfrist am 1. April weise ich darauf hin, dass sich das **Regeldeputat von GemeindepfarrerInnen** zu Beginn des Schuljahrs, in dem das **60. Lebensjahr** vollendet wird, **auf Antrag** bei Schuldekan oder Schuldekanin um 2 Wochenstunden reduziert (bei Teildienst von 50 bis 80 % um eine Stunde). Ab dem Beginn des Schuljahrs, in dem das **63. Lebensjahr** vollendet wird, **entfällt** das Deputat **auf Antrag** beim EOK über den Dienstweg vollständig¹. Damit der eventuelle Verzicht auf einen Antrag nicht auf Unkenntnis beruht, bitte ich die SchuldekanInnen, die betroffenen KollegInnen auf die Antragsmöglichkeit hinzuweisen.

Ein weiterer Hinweis gilt den PfarrerInnen, die das **55. Lebensjahr** erreicht haben oder in diesem Jahr noch erreichen: Nach § 4 Abs. 2 der Rechtsverordnung Urlaubsordnung² können auf Antrag vom Evangelischen Oberkirchenrat **pro Kalenderjahr drei Tage Dienstbefreiung bzw. Salutogenese** bewilligt werden. Diese Tage sind nicht auf das Folgejahr übertragbar; sie dürfen mit maximal vier Tagen Erholungsurlaub kombiniert werden. Die Interpretation dessen, was der EOK unter einer Maßnahme versteht, ist großzügig; das Personalreferat hat hierzu geschrieben: „Alle, die sich für Salutogenese interessieren, wissen (eigentlich), was ihnen zum Erhalt und zur Förderung ihrer Gesundheit guttut. Eine Überprüfung der Maßnahmen durch den EOK findet nicht (...) statt.“³

Was von der Landeskirche im Dezember 2021 bereits bei den Ergebnissen des Pfarrbildprozesses angekündigt wurde⁴, das **Dienstrad-Leasing** für landeskirchlich Beschäftigte, ist nun endlich Wirklichkeit geworden. Die EOK-Infomail vom November 2023 verweist für Interessierte auf die 0721/9175-973 bzw. auf fahrradleasing@ekiba.de als Kontaktdaten.

Hauptamtlich bei der badischen Landeskirche Beschäftigte können ab sofort Fahrräder leasen – zu besonderen Konditionen, die sich aus einem Vertrag zwischen der Landeskirche und dem Anbieter Bikeleasing-Service ergeben.

Die Leasing-Laufzeit für ein Rad beträgt 36 Monate, danach kann es bei Bedarf gekauft – oder ein Vertrag für ein neues Leasing-Rad abgeschlossen werden. Mit einem Firmencode, der beim jeweiligen Rechtsträger erfragt werden kann, kann man sich auf bikeleasing.de registrieren. Dort sind auch alle teilnehmenden Fahrradhändler vor Ort gelistet. Die Auswahl und Beratung erfolgen dann direkt im Geschäft. Pro Person und Haushalt können bis zu zwei Räder geleast werden.

Wichtig für die vielen KollegInnen, die in den nächsten Jahren in den Ruhestand gehen: Das Dienstrad-Leasing ist nur dann möglich, wenn der Eintritt in den Ruhestand nicht vor dem Ablauf der dreijährigen Leasing-Laufzeit erfolgt. Ebenfalls von diesem Angebot ausgeschlossen sind LehrvikarInnen, was insofern schade

ist, als dass in dieser Zeit das dienstliche Mobilitätsverhalten geprägt wird. Für Erfahrungsberichte zum Handling des Dienstrad-Leasings bin ich dankbar.

■ Volker Matthaei,
Vorsitzender der Pfarrvertretung, Stutensee

1 www.kirchenrecht-baden.de/document/4251,
RV ERU § 1 bzw. § 4).

2 www.kirchenrecht-baden.de/document/4289

3 PfvBl 6/2020, S.255

4 Pfvbl 11-12/2021, S. 610f

Abschied von Sieglinde Liebs

Am 23. September 2023 wurde in einer schönen Feierstunde Sieglinde Liebs nach 37jähriger Leitung der Selbsthilfegruppe für getrennt lebende, geschiedene und mit anderen Problemen belastete Frauen von Pfarrern und Männer von Pfarrerinnen, verabschiedet.

Prälatin Heide Reinhard überreichte Frau Liebs für ihre besonderen Verdienste und den Mitaufbau und Leitung der Selbsthilfegruppe die goldene Ehrennadel der Evangelischen Landeskirche Baden. Dabei überbrachte sie auch den Dank des Evangelischen Oberkirchenrates für die stets mit großem Einsatz erbrachten Dienste.

Die SHG wurde 1986 gegründet und entwickelte sich damals aus der Pfarrfrauenvertretung, als bekannt wurde, wie groß die Not der Frauen von Pfarrern bei Trennungen und Scheidungen war. Die Landeskirche hatte keine Fürsorgepflicht für die Frauen, da sie dort nicht angestellt waren, sie arbeiteten ja nur ehrenamtlich an der Seite ihrer Männer. Die heute über 80jährigen berichteten, dass sie noch auf Anweisung der Landeskirche ihren Beruf aufgeben mussten. Dorothea Engelhardt, Gerda Schnutenhaus, Hanna Mudrack sowie Frauen aus anderen Bereichen der Landeskirche und Sieglinde Liebs als Betroffene haben diese Arbeit auf den Weg gebracht. Dr. Klaus Engelhardt, Landesbischof und Ratsvorsitzender der EKD, hat diese Arbeit stets unterstützt. Hanna Mudrack und Dr.

sie arbeiteten ja nur ehrenamtlich an der Seite ihrer Männer.



Engelhardt haben uns auch bei unserer Abschiedsfeier mit ihrer Anwesenheit beehrt. Frau Mudrack, damalige Leiterin der Pfarrfrauenvertretung, hat mit großem Wissen und Weitblick für die Finanzen gesorgt. Da die SHG keine eigene Haushaltsstelle in der Landeskirche hatte, bekamen wir bis zur Beendigung dieser Arbeit die nötigen Geldmittel über die Pfarrfrauenvertretung. Auch der Pfarrfrauenbund hat sich einige Jahre mit Spenden beteiligt. Die SHG hat ab Beginn inhaltlich und in der Ausführung selbständig gearbeitet. Es gab in all den Jahren empathische Brückenfrauen aus der Pfarrfrauenvertretung, die für die Finanzen und Abrechnungen zuständig waren. Auch an sie ein herzliches Dankeschön.

Vor Baden gab es schon eine Gruppe in Hessen und dort wurde 1988 die Koordinierungsarbeit im Bereich der EKD gegründet. Frau Liebs hat auch diese Arbeit mit aufgebaut. Sie

war über zehn Jahre die erste gewählte Sprecherin und hat alle Verhandlungen mit der EKD geführt. Die SHG Baden war dort eine führende Gruppe. An der jährlichen Tagung nahmen immer zwei Frauen der SHG teil.

Im Laufe der Jahre wurden verschiedene Broschüren für betroffene Frauen erarbeitet. Frau Liebs war die Ansprechpartnerin, mit der Frauen geschützte Gespräche führen konnten. Es gab individuelle Begleitung, Umzugshilfen und zwei kostenlose juristische Beratungen bei einer ausgesuchten Rechtsanwältin. Die ersten Treffen fanden im Wohnzimmer von Frau Liebs statt, schamhaft und unter Tränen (Tränen und Scham sind bisweilen geblieben). Da dieser halbe Tag für Frauen aus Süd- und Nordbaden mit weiter Anfahrt keine Lösung war, haben sich daraus die zwei Wochenendtagungen, lange mit Kinderbetreuung, entwickelt. Bei diesen Tagungen wurde immer ein Thema unter dem Motto „Hilfe zur Selbsthilfe“ mit einer hervorragend ausgebildeten Referentin erarbeitet. So hat sich die gute, hilfreiche Arbeit der SHG entwickelt. Durch die Kenntnisse von Frau Liebs aus dem pastoralpsychologischen Studium war es möglich, die passende Referentin zum Thema einzuladen. Es standen verhaltenstherapeutisch, tiefenpsychologisch, systemisch und analytisch ausgebildete

Fachfrauen zur Verfügung. Zwei Referentinnen waren bis zum Abschied gerne, wegen der besonderen homogenen Atmosphäre, dabei. Nach einigen dramatischen Ereignissen in den betroffenen Pfarrfamilien (Suizid eines Kindes, Tod der Mutter etc. wurde die Hilfe auf Kinder erweitert. Auch Ehemänner von Pfarrerrinnen wurden auf Wunsch beraten.

Es gab individuelle Begleitung, Umzugshilfen und zwei kostenlose juristische Beratungen bei einer ausgesuchten Rechtsanwältin

Gott sei Dank sind die Nöte der Frauen bei Trennung und Scheidung, was den finanziellen Rahmen betrifft, etwas kleiner geworden. Die Frauen geben heute ihren

Beruf nicht mehr auf und sind damit selbst krankenversichert. Das war zu Beginn und noch lange danach ein Drama. Wer nicht erwerbstätig war und über 55 Jahre alt, hatte keine Möglichkeit, sich bei einer gesetzlichen Krankenkasse versichern zu lassen. Es hieß: „Einmal privat, immer privat“ bei den Gesetzlichen, und den hohen Beitrag bei einer privaten Versicherung aufzubringen war unmöglich.

Gott sei Dank sind die Nöte der Frauen bei Trennung und Scheidung, was den finanziellen Rahmen betrifft, etwas kleiner geworden.

Auch der Pfarrverein hat keine Lösung angeboten. Eine Teilnehmerin der SHG hat in ihrer Not über Beziehungen eine Anstellung für ein Jahr als

Haus- und Kindermädchen angenommen. Dort war sie versichert und konnte später darauf aufbauen.

Es gab eine Scheidungswelle von Vikarinnen und Vikaren, eine bei Pfarrern, die in den Ruhestand gingen und aus anderen Gründen. Für unser Abschiedsfest

stand das Zitat von Sören Kierkegaard 1813 bis 1855: „**Verstehen kann man das Leben rückwärts, leben muss man es aber vorwärts**“. Und wie es beim Prediger Salomo heißt: „Alles hat seine Zeit!“ An diesem Wochenende war es an der Zeit loszulassen, achtsam mit den eigenen Bedürfnissen umzugehen, Zeit dankbarer Erinnerungen und Zeit, würdevoll und beherzt Abschied zu nehmen.

Zum Schluss danken wir noch ganz herzlich den verschiedenen Verantwortlichen beim EOK für die kurzen Wege, den Prälatinnen und Prälaten für die empathische Zusammenarbeit und Hilfe bei den vielen Problemen im Laufe von 37 Jahren.

Bei unserem Salbungsgottesdienst am Sonntag war die Güte Gottes spürbar, und wir konnten uns voller Dank an den barmherzigen Gott für diese segensreiche Arbeit verabschieden.

■ Petra Sturm-Koopmann, Elztal

Thomas Weiß

Theuerste Freundin!

*Frauen um Johann Peter Hebel,
Kröner Verlag Stuttgart 2023, S. 160*

Johann Peter Hebel, der fein- und hintersinnige Literat, hat zeitlebens nie geheiratet. Vielleicht lag es am traumatischen Tod seiner Mutter, der den Hintergrund seines Gedichtes die Vergänglichkeit bildet, den er früh – zu früh vor 250 Jahren – ein Schalk, der hier einen Zusammenhang vermutet – erleiden musste. So beginnt das Buch von Thomas Weiß mit diesem „Ureignis“ in Hebels Leben. Weiß versteht es meisterlich, den Beziehungen Hebels zu den Frauen seines Lebens erzählerisch nachzugehen, sie auszuleuchten und zu bedenken.

Dabei bleiben seine Geschichten immer in einer heilsamen Schwebelage zwischen vorsichtigem Tasten und Einfühlen in das Geschehene und Erlebte, und einer letzten Scheu davor, als Erzähler alles ergründen zu können. So widmet er sich ausführlich dem Weg von Basel nach Hausen, dem Sterben der Mutter und den tiefen Eindrücken, die dies Geschehen auf den hochsensiblen jungen Mann hatte. Ob Hebel als Meister der Hintersinnigkeit in der Kutsche nach Rastatt die Begegnung mit der stillenden Mutter und dem greinenden Kind hatte oder nicht, wissen wir nicht, wie ihm aber der unbeschadete Ausstieg aus der Kutsche gelang, der geneigte Leser, mit Verlaub auch die geneigte Leserin mögen es selbst in Augenschein nehmen. Dass natürlich Gustave Fecht, der literarischen Freundin, die er seit jenem Abend im Wei-

ler Pfarrhaus vom „Blindmaus-Spielen“ gut kannte und deren Briefe uns leider nicht erhalten sind, wohl aber Hebels, einander anziehend abstoßen, erfahren wir in einem der dichtesten Kapitel des Buches. Dabei kommen die Beiden nicht selbst zur Sprache, wohl aber zwei fiktive Gestalten: Johannes Hitzig und Verena Haufe. Anhand einer breiten Email-Korrespondenz, als jeweils alter Ego von Johann Peter und Gustave, spiegelt sich die Beziehung beider wieder. Dass dabei auch noch auf Hebels Straßburger Freundin Sophie Hauffe und Friedrich Wilhelm Hitzig, ein Freund aus den ersten Berufsjahren in Südbaden, angespielt wird, erhöht den Reiz des Austausch ungemein. Dass uns Sophie Hauffe im Gespräch mit einer brasilianischen Ärztin noch einmal begegnet, sei hier nur angedeutet.

Auch hier hilft am Ende der Geschichte ein „guter Rat“ weiter. Eine Hommage an den Erzähler und Dichter Hebel. Denn wer mochte dieses Vexierspiel mit Personen, Gestalten und inhaltlichen Ebenen mehr als Hebel selbst? Dass die Witwe von Falun aus der schönsten Geschichte der Welt ein „unverhofftes Wiedersehen“ feiert, sei hier wieder nur angedeutet. Am Ende darf die Schauspielerin nicht fehlen, die den „Kirchenrat im Parkett“ zum Erröten bringt und der Hebel die alemannische Sprache mit allerlei Lippenübungen nahezubringen versucht. (Rezensionen dürfen nicht zu viel verraten, sonst bleibt ja nichts mehr zum Entdecken). Ein Buch zum Verschenken und Versinken in der dunklen Lesezeit zwischen den Jahren, auf dass es ein wenig heller werde.

■ Uwe Hauser, Karlsruhe

Eckhart Marggraf

Kunst & Religion

*Spurensuche in Südwestdeutschland,
J.S. Verlagshaus Neulingen 2022, 84 Seiten*

Man sieht nur, was man weiß. Das Bonmot Goethes trifft heute insbesondere auf die Bildsprache und Motivik christlicher Kunst zu. Sie erschließt sich den zeitgenössischen Betrachtern nicht mehr ohne weiteres. Nur noch rudimentär ist das Wissen um die Bedeutung biblischer Geschichten und Szenen vorhanden. Und so bleibt vielfach stumm und museal, was einmal als Ausdruck lebendigen Glaubens gelesen und verstanden werden konnte.

Verdienstvoll ist es darum, wenn der frühere Direktor des Religionspädagogischen Instituts der badischen Landeskirche, Eckhart Marggraf, zu einer Spurensuche in Kirchen, Klöstern, Kapellen und Museen im Südwesten Deutschlands einlädt. Marggraf hat sich schon früh für den Dialog zwischen Kunst und Religion eingesetzt.


Dafür stehen die von ihm mitentwickelte Veranstaltungsreihe „Religionsunterricht im Museum“ mit der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe wie auch die „Gottesdienste im Museum“ im international renommierten Zentrum für Kunst und Medientechnologie (ZKM).

Viele der auf seiner Spurensuche entdeckten Kunstschatze befinden sich heute in der Karlsruher Kunsthalle. Marggraf

gelingt es, sie ans Licht zu heben, ihren kunstgeschichtlichen Wert erstrahlen zu lassen und durch eine einfühlsame und theologisch aktualisierende Interpretation Zugänge für den heutigen Betrachter zu eröffnen. Zur besseren Orientierung für den Leser hätte man sich zuweilen Bildunterschriften gewünscht, die eine deutlichere Beziehung zwischen Text und Abbildung herstellten. So muss man immer wieder ein bisschen blättern. Aber die kleine Unbequemlichkeit nimmt man angesichts des reichhaltigen Bildmaterials und der guten Bildreproduktionen gerne in Kauf.

Reflexionen zum biblischen Bilderverbot wie auch zum Kirchenbau finden sich genauso wie grundsätzliche Überlegungen zum Verhältnis von Religion und Kunst. Unter der Überschrift „Freier Umgang mit biblischen Themen“ lässt man sich einladen zur Betrachtung von Claude Lorrains „Anbetung des Goldenen Kalbes“ aus dem Jahr 1653 oder Caspar David Friedrichs „Felsenriff am Meeresstrand“ von 1824. Besonders erwähnenswert wegen seines aktuellen Bezugs ist das Gemälde „Die sieben Todsünden“ von Otto Dix, das in der Karlsruher Kunsthalle zu sehen ist, oder die provokative zeitgenössische Verarbeitung von Kreuzesmotiven bei Georg Baselitz und Arnulf Rainer.

Marggrafs Deutungen in Verbindung mit den Kunstobjekten sind Anregungen zur persönlichen meditativen Auseinandersetzung wie auch zu einer möglichen didaktischen Verwendung im Religionsunterricht oder im Gottesdienst. Denn schließlich, darauf weist Marggraf bereits



in seinem Vorwort hin, hat der Mensch zu allen Zeiten mit künstlerischen Selbstzeugnissen auf seine Welt reagiert und im Medium der Kunst über sich selbst reflektiert. Und das gilt durchaus auch für die Kunst der Gegenwart, wenn man denn ihre Botschaft zu entziffern versteht. Dazu leistet dieses Buch einen schönen Beitrag.

■ Klaus Nagorni, Karlsruhe

Maria Claudia Schneebeli (Hg.)

Viele fürchten Verzückung.

Von Hanna, Saul und David. Moderne Nachdichtungen, Theologischer Verlag Zürich, Zürich 2022, 133 Seiten

Wenn mir ein Buch nicht gefällt, dann kann es daran liegen, dass es nicht gut ist. Nun bin ich mir meiner Kriterien von Güte, zumal literarischer, nicht so sicher wie es Reich-Ranicki einst war, den Gott selig hat und mit dem er ab und an einen Streit um die literarische Qualität heiliger Schriften ausficht (fröhlich!). Was gut ist, ist eine sehr subjektive Einschätzung!

Wenn mir ein Buch nicht gefällt, dann kann es daran liegen, dass es mich irritiert, dass es das gewohnte Sehen und Lesen stört und mich befremdet. Das mag ich nicht immer – auch wenn ich tief im dichterischen Herzen weiß, dass es mir guttut.

Wenn mir ein Buch nicht gefällt, dann kann es daran liegen, dass das Buch sich sperrt gegen meine Erwartungen und Vor-Urteile. Weil es mir auf Augenhöhe begegnet und nicht einfach meinen Vorstellungen dienen mag, weil es eine eigene, widerständige Stimme hat. Auf die zu hören eine Herausforderung ist und Perspektiven verändert. In dieser Weise gefällt mir die von Maria Claudia Schneebeli herausgegebene Sammlung von „modernen Nachdichtungen“ biblischer Texte ausgesprochen gut

nicht. Meine Erwartungen, poetische, narrative Texte, die den biblischen Text (insbesondere Erzählungen um Saul und David) aufbrechen, darin zu finden, werden enttäuscht. Ich lese eher Meditationen und Auslegungen, ein Gedicht in Mundart, Texte in Zeilenbrüchen, die dadurch noch nicht zur Lyrik werden. Auch wenn also der Untertitel „Nachdichtungen“ etwas in die Irre führt (bzw. bei mir falsche Erwartungen geweckt hat), so sind die Texte in ihrer an den biblischen Erzählungen gespiegelten Lebensnähe sehr aktuell. In ihnen vollzieht sich, was mein Interesse weckt: Biblischer Text und zeitgenössische Reflexion begegnen sich auf Augenhöhe, irritieren sich gegenseitig, erschließen sich füreinander.

Auch wenn mir das sprachlich-poetisch nicht passt, methodisch ist dieser literarische Dialog ein Gewinn. Zur Gewinnrechnung gehört, dass die Autor*innen nicht allein Theologinnen und Theologen sind, sondern auch „fachfremde“ Schriftsteller*innen, deren Zugang zum biblischen Text mir menschlich unmittelbarer erscheint.

Was das Buch in jedem Fall gut kann: Es lädt zum Weiterschreiben ein, zum eigenen kreativen Umgang mit dem alten, biblischen Text, der seine eigene Stimme hat, die heute noch gehört sein will. Also gut! Das gefällt mir.

■ Thomas Weiß, Baden-Baden

Gerhard Jung

* 10.10.1930 † 8.10.2023

Zwei Tage vor seinem 93. Geburtstag starb Pfarrer Gerhard Jung in Ettenheim.

geboren am 10.10.1930 in Karlsruhe wuchs er zusammen mit seinen sieben Geschwistern im Henhöferdorf Spöck auf, wo sein Vater als Lehrer wirkte. 1937 zog die Familie nach Durlach. Um der Einziehung des Vierzehnjährigen zur Wehrmacht zu entgehen, wurde er rund ein Jahr lang auf einem Bauernhof in Adelshofen versteckt, auf dem er als Knecht arbeiten musste, wie er zu sagen pflegte.

Nach dem Abitur 1950 in Durlach studierte er in Tübingen und Heidelberg Theologie. Dem 1. Examen folgte ein Jahr lang eine Famulatur bei Heinrich Bornkamm in Heidelberg. 1957 wurde er ordiniert. Wie damals üblich, wurden die ledigen Vikare ständig an neuen Orten eingesetzt. Das waren seine Wirkungsorte von April 1957 bis Herbst 1961: das Gymnasium in Villingen, danach die Kirchengemeinden Weinheim und Eberbach und als Pfarrerverwalter in Engen. Als Religionslehrer wirkte er im Wirtschaftsgymnasium in Karlsruhe und schließlich wieder als Vikar in Wertheim.

Bereits in Weinheim hatte er seine spätere Frau Aline kennen gelernt, die ihn in seiner Gemeindegearbeit jederzeit tatkräftig

unterstützte. Am 1.11.1961 wurde er dann Pfarrer in Denzlingen mit Glottertal. Über dreißig Jahre lang, bis zu seiner Pensionierung, blieb er dieser Gemeinde treu. Beeindruckend war, mit welcher Hingabe und mit welchem Erfolg er über eine so lange Zeit die sich immer wieder verändernde Gemeinde in Denzlingen gestalten konnte.

Durch die Neubaugebiete nahm die Zahl seiner Gemeindeglieder ständig zu. Neue Kindergärten wurden gebaut, eine Sozialstation, eine evangelische Kirche in Glottertal. Zudem wurde ein ökumenisches Bildungswerk mit einer Begegnungsstätte eingerichtet, und neben der Kirche entstand ein neues Gemeindehaus. Sodann musste ein Gemeindezentrum im Neubaugebiet Nord gebaut werden. Die nicht konfliktfreie Teilung der Gemeinde in eine Süd- und Nordpfarrei konnte er in guter Weise bewältigen.

Auffallend war seine Begabung, Mitstreiter in der Gemeinde zur selbständigen Mitarbeit zu motivieren. Stets gab er ihnen viel Raum zur eigenen Gestaltung der übernommenen Aufgaben. Lange Zeit war er auch Dekanstellvertreter im Kirchenbezirk Emmendingen. Immer wieder fand er im Bezirkskirchenrat bei einer festgefahrenen Diskussion das lösende Wort. Viele Male gab er den Anfragen von Landesbischof

Heidland wegen eines Wechsels in eine übergemeindliche Aufgabe eine Absage. Dafür aber konnte er über viel Jahre lang seine reichen Erfahrungen in der Gemeindegliederarbeit in die Landessynode und damit in die Landeskirche einbringen.

Nach der Pensionierung 1994 zog das Ehepaar nach Ettenheim. Jetzt hatte er auch mehr Zeit für die Mitwirkung in verschiedenen Orchestern, in denen er seine Geige oder Bratsche spielte. Das galt auch für das Nachdenken über das Verhältnis von Naturwissenschaft und Glaube, Fragen, die ihn seit seiner Studienzeit beschäftigten. Beeindruckend war auch, welche große Ernte das Ehepaar in dem kleinen Garten am Haus einbringen konnte. Dazu erfreute beide das vielfältige Zusammensein mit den Kindern und Enkeln.

Über Jahre verband mich persönlich mit ihm eine bereichernde Freundschaft. Mit weiteren Bergfreunden waren wir über zwanzig Jahre lang auf Hochgebirgswanderungen in den Alpen unterwegs, bei denen er stets zu den Ausdauernden gehörte. Dazu kamen noch die vielen gemeinsamen Nachmittage und Abende mit befreundeten Pfarrersehepaaren und Wanderungen mit diesen im Schwarzwald und im Elsaß.

Erwähnt seien schließlich noch die zahlreichen intensiven Schachabende per Telefon, die uns beide in Berlin und Ettenheim verbanden. Über Monate hinweg nahmen seine Kräfte nun langsam ab. Am 8. Oktober 2023 starb Gerhard Jung in Ettenheim. Abschied nahmen wir

von ihm in einem Trauergottesdienst in Denzlingen, an dem neben seiner Familie und vielen Freunden auch viele seiner früheren Gemeindeglieder teilnahmen.

In dem Wissen, weiterhin mit ihm in Gott verbunden zu sein, begruben wir ihn dann dort auf dem Friedhof neben seiner vertrauten St. Georgskirche. Auch deren gotischer Turm mit dem in seiner Brüstung mit großen Steinen geschriebenen Ave Maria und dem weit ins Land hinein sichtbaren durchbrochenen steinernen Helm wird mich nun immer wieder an ihn erinnern.

■ Hansjörg Ehrke, Berlin

"Freud und Leid" wurde in der Online-Ausgabe zum Schutz der persönlichen Daten entfernt

Zu guter Letzt

**Im neuen Jahr
grüße ich
meine nahen und
die fremden Freunde
grüße die
geliebten Toten
grüße alle
Einsamen
grüße die Künstler
die mit
Worten Bildern Tönen
mich beglücken
grüße die
verschollenen Engel
grüße mich selber
mit dem Zuruf
Mut**

Rose Ausländer